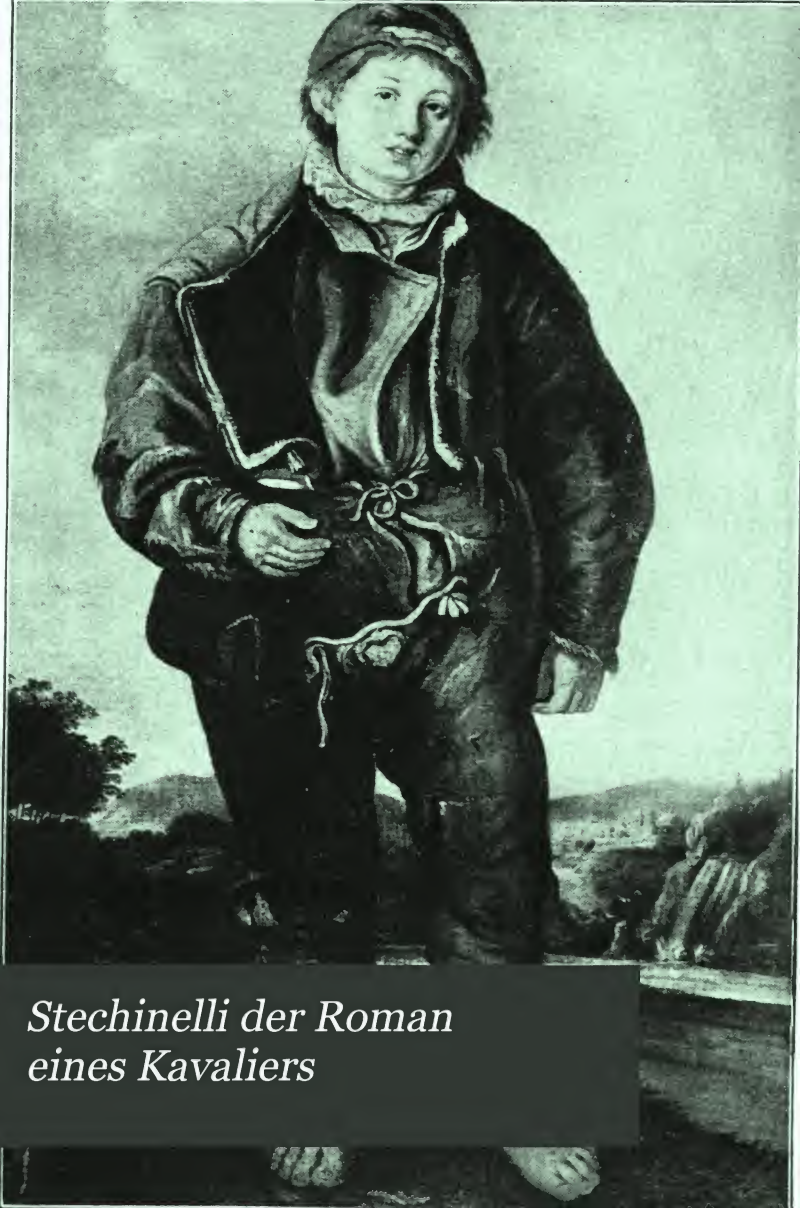

*Stechinelli der Roman eines Kavaliers*

# Stechinelli,

## der Roman eines Kavaliers

---

I.

# Stechinelli,

der Roman eines Kavaliers

von

Werner v. der Schulenburg

---

Erſter Band

Dresden
Verlag von Carl Reißner
1911

Copyright 1911, by Carl Reißner, Dresden

---

Das Bildnis Stechinellis, von einem unbekannten Meister, befindet sich in seinem ehemaligen Hause in Braunschweig. Die Unterschrift ist dem Stechinelli'schen Testament im Staatsarchiv zu Hannover, entnommen.

Druck von Petzschke & Gretschel, Dresden-A.

Fra.co Stechinelli

Mem PT
2638
U44
S7
1911
v.1

5869507

# Das Vorſpiel der Jugend

General Library System
University of Wisconsin - Madis
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

Mem PT
2638
U44
S7
1911
v.1

5869507

# Das Vorſpiel der Jugend

General Library System
University of Wisconsin - Madison
728 State Street
Madison, WI 53706-1494
U.S.A.

## Ein Stammbuchblatt

In meiner Jugend harten Bitterniſſen,
Wo blau im Gram das Auge mir umrandet,
Und wo das Herz in heißem Sehnen brandet,
Scheint mir die Zukunft quälend und zerriſſen.

So wein' ich abends in die harten Kiſſen,
Ob jener Gluten, die verflacht, verſandet.
Noch bin ich nicht an jenem Fels gelandet,
Der ehern thront im Meer des Ungewiſſen.

Doch, teurer Freund, in dunkelblauer Ferne
Erſcheint ein Bild in lichtbeſtreuter Weite.
Ihm neig' ich mich vertrauensvoll und gerne.

Es winkt mir, daß es mir den Weg bereite,
Hinauf zum Strahlenfels der reinen Sterne!
Maria iſt es, die gebenedeite.

Dieſe Worte ſchrieb ich, teurer Freund Paolo Renier, Dir zur Erinnerung an die ſchmerzliche, qualvolle Zeit unſerer Jugend, die wir im Seminar der Fratres zuſammen vertrauert haben. Die heilige

Jungfrau gebe Dir wie mir einen ſchönen Lebenspfad. Dich wird ewig lieben Dein wahrer Freund

Franciscus Maria Capellini
aus dem Hauſe Stechinelli.

Geſchrieben zu Venedig im Jahre unſeres Herrn und Erlöſers 1652, am Sonntage nach Trinitatis im Convict der Fratres, in meinem dreizehnten Lebensjahre.

M. S. S. M.

(Maria semper spes mea.)

# Maria Mattérbo

## Barcarole

Gibt es wirklich einen Menſchen, der ſich dir, du hochgebugte Gondel, anvertraut, und den du in ſanftem Gleiten nicht rückwärts trägſt in die Zeiten, die verſunken ſind?

Süße Träume vergangener Zeiten! Die Jungen werden ſtill, wenn ihr über ſie dahinſtreift; aber wie gern ſprechen die Alten von euch, ihr Zeiten, und glauben, daß ihr allein ſchön geweſen ſeid, und daß die Gegenwart den Makel der Häßlichkeit trage. Schön, ihr Alten, war nur eins: ſchön war eure Kraft. Schön war es, daß euer Auge damals blitzte, ſchön war es, daß von euch eine Welle männlicher Stärke oder frauenhafter Anmut ausging, die euch ſelbſt nie zum Bewußtſein kam, aber die das Geheimnis eures Sieges bildete. Und ſchön war das Ineinandervergehen jener Höhenempfindungen, in ſüßer, ſtrahlender, zielunbewußter Sicherheit, wie ſie dieſe beiden Wogen in ſich tragen, die ſich verzehrend zu einer neuen formen.

Aber ſie ſelbſt, die Königin der Adria, träumt, ſie, in deren Antlitz die Zeit tiefe Runzeln gezogen hat. Sie lebt nur noch ein einziges Erinnern. Sie träumt von jenen Tagen, wo ſie ſo jung war, wie ihr Gemahl, das ewig junge Meer, und wo ſie die eifer-

ſüchtigen Gedanken alternder Frauen verſcheuchen konnte, weil der ſchwankende Gatte ſeine Gluten noch nicht dem ſchwerblütigen Tulpenlande oder gar, wie heute, der aſchgrauen, regenfeuchten Elbeſtadt geſchenkt hatte — ſie träumt von den Tagen, die auf ihren Herold Tizian folgten, von den Himmelfahrtstagen, an denen ihr würdigſter Sohn, der Doge, ſie jährlich aufs neue mit dem wankelmütigen Meere vermählte. Sie hört das Knallen der Böller, das Ziſchen der Raketen, das Jubeln des Volkes, und ſie ſieht im Geiſte die goldene Staatsgaleere von San Nicolo del Lido wieder durch den Markuskanal zum würdigſten Platze der Welt gleiten, umbrauſt vom Jubel ihrer Söhne. — Und je mehr ſie die erſten, feinen Zeichen des Alters ſpürte, jene dünnen Runzeln, die man ſelbſt ſo gern dem Staub oder irgendeinem Ärger zuſchreiben möchte, deſto rauſchender wurden dieſe Feiern. Sie ließ es in alle Welt hinausſchreien, daß das blaue Meer noch ihr Gatte ſei; die Pauken jubelten, die Drommeten ſchmetterten, und die Venezianer glaubten an dieſe Ehe, weil ſie daran glauben wollten, weil ſie ſo ſtolz, ſo vornehm war, weil es häßlich und geſchmacklos geweſen wäre, an eine ſolche Ehe nicht mehr zu glauben oder ſie als gelöſt zu betrachten.

Wenn nun gar erlauchte Gäſte kamen, dann öffnete die Königin ihre Schatzkammern; dann zeigte ſie, daß ſie reicher war als die Tulpenhändler von Amſterdam oder die Leineweber von Augsburg. Dann zeigte ſie, daß ererbter Reichtum dreifachen Glanz hat; daß ererbte Kriſtalle heller funkeln, als neu gekaufte; daß ererbte Wandteppiche ſanfter und wärmer ſtrahlen, als die, die ſoeben vom Markt in Paris angelangt ſind; daß die Menſchen in ererbten Paläſten

ſicherer und freundlicher ſchreiten als in ſolchen, die noch die Feuchtigkeit des Neubaues in ſich tragen.

Und wahrlich, auch der Gatte machte es ihr leicht, den alten Glanz würdig zu vertreten. Über die Kanäle glitt ein hyazinthfarbenes Flackern, und an den Marmorſtickereien der Paläſte führten die Wogen weiche und helle Tänze auf, als ob ſie über einem feuchten Goldgrunde ſchwebten. Zur Morgenſtunde ſchien ſich draußen in den Lagunen ein Krater geöffnet zu haben, der Milliarden von Roſen über die Wogen ſtreute, purpurne, brennende Roſen, an die ſich nachtfarbene Veilchen klammerten. Sie küßten noch den Sternenmantel der heiligen Jungfrau, die ſchweigend über die Lagune geſchritten war, und ſie jubelten ihrem herrlichen Sohne entgegen, dem Chriſtus-Apollon, der von unſichtbaren Händen als Sonnenhoſtie aus dieſer Purpurflut emporgehoben wurde.

Heiliges Meer, du warfſt deine Schaumperlen gegen die Paläſte der Gattin, du ſtreuteſt ſie als Tribut der Sonne entgegen und verſchwendeteſt ſie an den Strand der flachen Küſte, wo ſie künden ſollten von der Herrlichkeit deiner Gemahlin. Du haſt ihr bis heute deine Achtung bewahrt; noch ſtreuſt du den Zauber farbiger Schönheit über ſie aus; du kränzeſt die Sterbende mit Blumen.

Gibt es wirklich einen Menſchen, der ſich dir, du hochgebugte Gondel, anvertraut, und den du in ſanftem Gleiten nicht rückwärts trägſt in die Zeiten, die verſunken ſind?

# I

Am Morgen vor dem Feſte Chriſti Himmelfahrt verließ die Prachtgondel der erlauchten Republik Venedig den Lagunenort Meſtre, nachdem der Sindaco am Landungsſteg an den Herzog Georg Wilhelm von Hannover noch eine längere lateiniſche Anſprache gehalten hatte. In dieſer Anſprache hatte er den Gaſt der Republik gefeiert, Georgius Wilhelmus Amans Dux Hannoverenſis, der ſeit einem Jahre mit ſeiner venezianiſchen Geliebten Maria Mattérbo die Höfe von Italien bereiſt und auf ſie Sonette mit großen, eckigen Buchſtaben geſchrieben hatte. Der Herzog ſaß ob dieſer Ruhmrede ein wenig verlegen unter dem Purpurzelt der Prachtgondel und ſtarrte abwechſelnd auf ſeine Freundin und auf die Abgeſandten des hohen Rates, den edlen Manin und den Grafen Königsmarck, die ihn als Ehrenkavaliere empfangen hatten. Und er war ſehr froh, als der Sindaco ſich verbeugte, die Muſik einen Tuſch blies, und die Prachtgondel ſich auf den Wink des Befehlshabers raſch in Bewegung ſetzte.

Der Morgen glitt über die Lagune viva, der ſilbergraue Lagunenmorgen von der Farbe der Möwen. Während die Ruder der Bootsleute ſich klappernd bewegten und gleichmäßig in die ſeiden-

grauen Fluten schnitten, hielt Maria Mattérbo die weiße Hand in das Wasser und ließ sie durch die kühlen Wogen schleifen. Eine weiche Müdigkeit schien über ihr zu liegen, und das Wasser, das ganz vorsichtig diese schöne Hand umplätscherte, trug diese Müdigkeit als einen Gruß zu den feuchten, farbigen Morgennebeln der Lagunen.

Georg Wilhelm war unruhig geworden, da weder die Kavaliere noch seine Geliebte ein Wort sprachen. Und als er unter dem weichen Brusttuch seiner Freundin etwas knistern hörte, unterbrach er die Stille und sagte mit verkniffener Freundlichkeit: „Trägt meine schöne Freundin jetzt meine heißen Sonette am Herzen, nachdem sie sie zur Genüge mit der Lauge ihres Spottes übergossen hat?“ Maria antwortete nicht. Sie lehnte den Kopf an eine der goldenen Stangen, die das Purpurdach trugen und lauschte dem Klang der fernen Glocken, der über die Wasser zog wie ein Zug weißer Schwäne.

„Oder trägt meine Freundin andere Briefe am Herzen?“ fuhr der Herzog Georg Wilhelm hastig fort, während eine Glutwelle ihm in die hohe Stirn schoß.

Maria Mattérbo, warum antwortest du nicht? Warum siehst du still und ruhig geradeaus, auf das schimmernde Juwel, das sich aus der Lagune hebt, und auf dem das Licht der Sommersonne tanzt? Warum antwortest du nicht? Deutsche Fürsten sind gewohnt, daß man ihnen antwortet, wie die Staatsinquisition der erlauchten Republik!

Aber Maria streichelte mit ihren Blicken den flimmernden und klingenden Edelstein und sagte wie traumverloren: „Ecco Venezia.“

Georg Wilhelm war verlegen. In ihm kämpften Wut und Eifersucht. Aber in Gegenwart des schweigsamen Manin, des jungen Grafen Königsmarck und des Befehlshabers der Gondel, der hinter dem Purpurzelt am Ruder stand und über das Dach hinweg halblaute Befehle gab, wollte er Maria nicht fragen. Er stand unruhig auf und sagte: „Wie lange dauert diese Fahrt noch?"

Maria Mattérbo wandte den Kopf und sprach nachlässig in die Antwort des Grafen Königsmarck hinein. „Wenn Euch die Zeit zu lang wird, mein erlauchter Fürst, so lest doch solange diesen Brief. Er ist von meiner Mutter." Sie nahm aus dem seegrünen Brokatkleide einen gelben, zerknitterten Fetzen und reichte ihn langsam dem Herzog.

Georg Wilhelm suchte sich zu bezähmen. Er warf keinen Blick auf das Schreiben, und tat so, als ob es ihn im Grunde sehr wenig interessiere. Was gehen mich, den Herzog von Hannover, die Briefe eines Mädchens an, das ich aufgegriffen habe? schien diese Gleichgültigkeit ausdrücken zu sollen. Ich, der die Frauen kennt, dem sie da drüben in Venedig sich in die Arme drängen werden, ich habe doch bei dem ganzen Olymp keine Ursache, mich über die Briefe zu erregen, die meine Maitresse erhielt. Wenn sie wirklich so töricht ist und mir untreu wird, dann mag sie sehen, daß sie einen König als Ersatz bekommt. Vielleicht weiß sie nicht, daß Herzöge als Liebhaber schon rar genug sind.

Das Klingen der Glocken war lauter geworden; helle Sonnenstrahlen kreuzten die Töne und ließen die Wasserperlen wie flüssiges Silber von den Rudern tropfen. Die Gondel machte eine leichte Schwen-

kung, und man konnte allmählich ahnen, daß dieſe blaue Silhouette, die dort an den lichten Himmel gelehnt zu ſein ſchien, eine Stadt war.

„Was iſt Eure Mutter in Venedig?“ fragte der Herzog, nachdem er ſeiner Freundin den Brief mit einer läſſigen Handbewegung zurückgereicht hatte. Er muſterte ihr Antlitz mit einem raſchen Seitenblick und ſah, wie ein Lächeln dieſes ebenmäßige Geſicht überhuſchte. Dieſes Lächeln quälte ihn bis auf den Grund ſeiner Seele.

„Was ſie iſt? Kupplerin.“

Der Herzog horchte auf: „Iſt das ihr einziges Gewerbe?“

„Sie betreibt nebenbei die ſchwarze Kunſt, aber die Kuppelei bringt mehr ein in Venedig.“

Wieder lächelte Maria Mattérbo, jenes unergründliche, meerartige Lächeln der Venezianerinnen. Noch hatte ſie den Blick feſt auf die Stadt gerichtet, die jetzt in den Farben des Perlmutters flackerte. Ihre Seele zitterte vor glühender Erregung. Sie fühlte ein Brennen in ihrem Herzen, und dieſes Brennen hieß: Venedig. Wie eine Verdurſtende hätte ſie die Arme ausſtrecken mögen nach dieſem ſchönen Pokal, nach dieſem Zaubergefäß: „Trinken, trinken“, ſchrien ihre Sinne, „trinken“, dieſe flammende, übergoldete Stadt, „trinken“, der Name, der melodiſch iſt wie leiſer Wogenſchlag. In das glänzende Venedig wirſt du jetzt zurückkehren, Maria. Zur Zeit des letzten Aufflackerns venezianiſcher Größe; du wirſt den Sonnenuntergang erleben, Blumenkränze werden ſich um deinen Scheitel winden, und aus geſchnittenen Smaragden wird man dir den Wein von Chios kredenzen . . . Denn du biſt ſchön, Maria Mattérbo.

Georg Wilhelm hatte sich auf den Bordrand der Gondel gestützt und horchte auf das Prasseln der Raketen und das Knallen der Böller, die der Königin der Adria seine Ankunft anzeigen sollten. Ein Gewoge von schwarzen Gondeln strömte aus dem Canareggio di Mestre in die freie Lagune hinaus. All die lachenden Menschen wollten den Gast der erlauchten Republik einziehen sehen, sie wollten die Prachtbarke und die vielen Boote mit dem herzoglichen Gefolge bestaunen, wie sie vor ein paar Tagen bereits den Bruder des Gastes, Herzog Ernst August, und sein Gefolge bestaunt und bejubelt hatten.

Von den Balkons hingen bunte Teppiche, und Blumen fielen neben der Gondel nieder, als sie durch den Canareggio di Mestre dem Canal Grande zueilte. Als das Fahrzeug mit einer zierlichen Kurve um die Ecke schoß, am Fondaco de Turchi, einem der ältesten und reizvollsten Paläste Venedigs vorbei, öffnete sich ein Fenster des Nebenhauses, und eine alte, häßliche Frau sah hinaus. Maria Mattérbo hatte ihre Augen angstvoll auf das Haus und dann auf die Alte gerichtet, die mit gierigen Blicken die Gondeln absuchte. Plötzlich schien sie Maria erkannt zu haben; ihr Gesicht bekam einen unsagbar häßlichen, verzerrten Ausdruck; sie hob die Faust, spie in das Wasser und schrie: „Bestia.“ Dann warf sie das Fenster wieder zu.

Maria Mattérbo war blaß geworden. Sie hatte sich an eine Stange der Gondel geklammert und achtete nicht mehr auf das Jubeln aus den unzähligen Booten, auf die farbigen Teppiche und auf die Rosen, die neben der Purpurbarke ins Meer sanken.

„Was hat meine entzückende Venus getroffen", begann der Herzog nach einiger Zeit. „Iſt es der tiefe Eindruck, den die erhabene Venezia auf Dero empfindſames Herz macht?"

Maria Mattérbo gab keine Antwort. Sie ſtarrte auf die Hunderte von Paläſten, die Ca d'oro, den Fondaco de Tedeschi, den Palazzo Bembo, Manin und wie ſie alle hießen, von denen ſie jeden bei Namen kannte.

„Sah meine Freundin ein Geſpenſt?" fragte der Herzog wieder, und von neuem regte ſich die Eiferſucht.

Seine Blicke huſchten über die Fresken des Tizian und des Giorgione, die noch in jugendlicher Schönheit am Hauſe der deutſchen Kaufleute glänzten. Von der Rialtobrücke, unter der die Gondel dahinſchoß, ſanken hunderte von Roſen auf die Ruderer, auf das Purpurdach und in die Waſſer des Kanals. Maria ergriff eine feuchte, dunkelrote Blüte und führte ſie an die Lippen.

„Was ſah meine Freundin?"

„La mia madre", entgegnete Maria, mit dem gepreßten, faſt krächzenden Ton, den das Italieniſche annimmt, wenn es ein Verzweifelter ſpricht.

„W e n ſah ſie?" fragte der Herzog den Grafen Königsmarck auf deutſch, der zurückhaltend aus der Gondel geſehen hatte.

„Sie ſah ihre Mutter, Euer fürſtliche Gnaden", entgegnete der Graf mit dem Bemühen, ſeiner Stimme einen möglichſt gemeſſenen Klang zu geben.

„Ah, die Kupplerin!" Der Herzog ſah das fahle

Geſicht ſeiner Freundin, er erkannte, daß ſie einen inneren Kampf durchkämpfte. Er empfand ein gutmütiges Mitleid mit ihr und ſagte: „Wollt Ihr mir nicht erzählen, weshalb Eure Mutter Euch quält, und weshalb ſie Euch flucht?"

Aber Maria ſah den Herzog kalt an. Sie richtete ſich auf. „Nein."

Dieſe Kälte kannte der Herzog wohl. Er erinnerte ſich des Abends, als er ſie im Paduaniſchen in der Villa des Marco Contarini kennen lernte, kurz, nachdem er die Alpen überſchritten hatte und hier auf dem Landgebiet der erlauchten Republik empfangen wurde. An der großen Kaskade war es geweſen, wo er Maria zum erſtenmal geſehen hatte. Er war von einem mythologiſchen Gartenſpiel weggeſchlichen, weil man ihm den „Triumph der Venus" auf ſeinen Reiſen an jedem kleinen deutſchen Hofe vorgeſpielt hatte, und das Venusſpiel erſt nach dem eigentlichen „Spiel" für ihn ernſt wurde; vorausgeſetzt, daß die Venus hübſch und nicht vergeben war. Bei dieſem Feſte war die Venus wohl mit allen Reizen ausgeſtattet geweſen, die den Frauen Venedigs eigen ſind. Aber ſie galt als die erklärte Geliebte des Biſchofs von Brescia, und deshalb bemühte der Herzog ſich nicht weiter um ſie, ſondern hatte die Mattérbo in einer Taxuslaube angeſprochen. „Wie kommt es, ſüße Nymphe, daß Ihr dem Venustriumphe ſo fern ſteht?"

Maria Mattérbo hatte den durchſichtigen Schleier noch enger an ſich gezogen, durch den ihr roſenfarbiges Fleiſch ſich unter dem dünnen Gewebe abzeichnete.

„Sintemalen dero ich keine Venus liebe, die im Geruche der Heiligkeit ſteht", war ihre Antwort geweſen, klingende Sätze im eigentümlichen Akzent der Italiener, der durch die leichten Adern der franzöſiſchen Worte wie dickes, ſchweres Blut rinnt.

Der Herzog hatte hierauf gelacht und ſeine Hand auf ihre weiche Schulter gelegt, deren Wärme ihn durch das zarte Gewebe von Kleinaſien umſchmeichelte.

Er hatte verſucht, dieſen weißen Körper mit der Selbſtverſtändlichkeit zu betaſten, mit der verwöhnte Gäſte ſich der Genüſſe annehmen, durch die ſie der Gaſtgeber zu erfreuen beabſichtigt. Denn er ſah damals in ihrem Widerſtand ein gut eingelerntes, oder zum mindeſten wohlüberlegtes Zögern.

„Me Hercule", hatte er nach einiger Zeit geſagt, „jetzt laſſet es genug ſein. Allzu langes Bittenmüſſen erlahmt." Damals glaubte er am Ziel zu ſein, aber er erinnerte ſich mit voller Deutlichkeit deſſen, was dann geſchehen war. Er hatte die Hände nach ihr ausgeſtreckt; ſie aber öffnete geſchickt den Neſtelſtift, der das weiche Gewand über der Bruſt zuſammenfaßte, ſo daß der Herzog nur den Schleier in der Hand hielt. Nun ſtand ſie am Eingang der Taxuslaube, in ihrer jungen, nackten Schönheit, vom Licht des Mondes beſchienen. Sie trug römiſche, mit Edelſteinen beſetzte Sandalen, die bis zur Hälfte des Unterſchenkels hinaufgingen. Unter den Brüſten durchſchnitt ein Band von Smaragden die gleichmäßige Färbung ihres jungen Körpers; gleichartige Ringe trug ſie um die Oberarme. Durch das üppige, tizianblonde Haar hatte ſie eine Perlenkette gezogen.

In der Ferne, hinter ihr, ſprühten die Lichtfontänen, paukten und fiedelten die Inſtrumente, und die Gäſte

jubelten der Apotheose des Venustriumphes zu. Maria Mattérbo hatte den rechten Fuß mit der Spitze der Sandale auf die Erde gestellt und sah den Herzog lange an. Dieses Bild hatte sich seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt.

„Sie irren, Herr Herzog", sagte sie darauf langsam. Dann verschwand sie im Gewirr der Tazusgänge.

Seit dieser Stunde hatte der Herzog Maria geliebt, so, wie die Menschen um 1655 in Venedig zu lieben pflegten und wie ein norddeutscher Herzog lieben konnte, der bis dahin nur von Genuß zu Genuß geeilt war. Er hatte sich nie darüber Gedanken gemacht, wie es gekommen war, daß er nach einigen Tagen Maria doch die Seine genannt hatte. Es war ihm auch gleichgültig gewesen, ob diese Begegnung wohlabgewogene Koketterie bedeutete: er wußte nur das eine, daß diese Maria Mattérbo als seine Freundin mit ihm alle Höfe von Italien bereist hatte und jetzt als seine erklärte Geliebte mit in Venedig einzog.

Und er lachte, während neben ihm die Rosen ins Wasser sanken, weil die Welt ihm so dumm, so unhaltbar dumm vorkam, so elend, unwert, daß man sich die Handschuhe auszöge, um sie zu berühren. Was war das alles? Rausch, fallende Blumen und Raketen. Mehr nicht. Mochte doch die alte Mattérbo ihrer Tochter zürnen! War sie nicht trotzdem besser daran, wenn sie an seiner Seite durch das Leben schritt, wenn sie den Trank des Daseins in vollen Zügen genoß, die Geliebte eines Herzogs?

Georg Wilhelm zögerte nicht, darüber zu entscheiden. Ein neues Lächeln glitt über sein Gesicht.

Und während die Gondel nach einer ſcharfen Wendung am Neubau der Kirche Santa Maria della Salute vorbeirauſchte, und Manin mit höflichen und gewählten Worten auf die Bedeutung des Dogana di Mare hinwies, an deren friſche Grundmauern die goldenen Wellen klatſchten, umfing ſein Blick zum erſtenmal den Dogenpalaſt. Wie ein Sinnbild Venedigs liegt er da, dieſer ſonderliche Bau; ſchwache Säulen tragen eine unverhältnismäßig große Laſt, wie die dünnen, in das Meer gerammten Pfähle der Stadt die übergroßen, drückenden Schätze einer alten Kultur tragen. Schwirrend, gleich Boten aus aller Welt, umzieht ein Gewölk von Tauben dieſes Gebilde eines tiefſinnigen Denkers.

Zwei Neger rollten das Purpurzelt der Gondel auf und entfernten die goldenen Stützen. Venedigs ſeidenblauer Himmel lugte in die Barke hinein, die immer weiter durch die opaliſierenden Waſſer vorwärts jagte, dem Markusplatze zu. Der Herzog ſah durch das Gewühl hindurch, daß der Platz ſchwarz von Menſchen war. Er hörte die Glocken von San Marco läuten, er freute ſich über die Jubelrufe und über den Donner der Geſchütze. Mit einer flachen, eleganten Schleife fuhr die Barke an den Treppen der Piazetta vor und hielt hier weich, ohne harten Ruck.

Der Herzog erhob ſich. An den Stufen harrte der Hohe Rat, würdige Herren in ſchwarzſeidenen Gewändern, die ſich langſam und feierlich verneigten, daß die Locken der Allongeperücken ſenkrecht an den ſchmalen Geſichtern hinabhingen.

In dieſem Augenblick trat ein Jüngling, in ſchwarze Seide gekleidet, an die Gondel und flüſterte dem edlen Manin eine Beſtellung ins Ohr. Seine

Augen aber irrten umher, während er dem Edlen die Mitteilung machte. Sie blieben hängen an dem feinen Antlitz der Maria Mattérbo. Der Herr Manin nickte, nachdem er die Bestellung angehört hatte, und winkte seinem Pagen, beiseite zu treten; aber der Jüngling tat es nicht, ohne seine Blicke in die der schönen Geliebten des Herzogs von Hannover versenkt zu haben.

Ein etwa fünfzig Jahre alter, auffallend großer Mann, mit der gebogenen phrygischen Mütze auf dem Haupte, trat langsam aus dieser schwarzen Mauer hervor auf den Herzog zu.

„Der Doge", flüsterte Maria Mattérbo, und über ihr Angesicht glitt ein stilles Leuchten.

Die Feuerwerkskörper prasselten, die Glocken dröhnten, und auf dem Markuskanal gaben die Gallionen den Ehrensalut ab. Maria Mattérbo saß mit verklärten Augen da; sie dachte nicht mehr an ihre Mutter, die sie verfluchte, nicht mehr an den Pagen des Herrn Manin, der seine Blicke in die ihren gesenkt hatte. Sie hörte leis, wie von ferne, das Jubeln des Volkes; sie sah, wie Georg Wilhelm tiefgrüßend durch die Senatoren schritt, und sie empfand es als eine beglückende Ehrung ihrer selbst, als der Doge von Venedig ihrem Geliebten zum Empfang die Stirne küßte.

## II

Jubelt ihr Pauken und lacht, ihr Geigen — die erlauchte Republik gibt ein Festbankett zu Ehren zweier erlauchter Brüder, der Herzöge aus edelstem Blut, aus einem Blute so edel, wie das der Geschlechter, die im goldenen Buche stehen. Blitzt heller, ihr zweitausend schlanken Kerzen auf den Silberleuchtern des Sansovino, laßt die Gäste ahnen, welche verwirrende Pracht von Schönheit an den Wänden dieses Saales lebt; laßt sie ahnen, daß die Republik ihnen das Mahl gerüstet hat in der Sala del maggior Consiglio, an deren Wänden und Decken sich ihre Genies austoben durften!

Das Mahl ist vorgeschritten, und die schweren Weine tun ihre Wirkung. Während die Diener geräuschlos hin und her eilen und den Pagen, die hinter den Stühlen der Gäste stehen bleiben, die silbernen Platten übergeben, herrscht an allen Teilen der Tafel ausgelassene Heiterkeit. Der junge Paolo Renier hat seinen Platz hinter dem Dogen Francesco Morosini und bedient ihn sowie seinen rechten Nachbarn, den Herzog Ernst August von Hannover. Links von Morosini sitzt der Herzog Georg Wilhelm, und der Maninsche Page hat für ihn sowie für seinen eigenen Herrn zu sorgen. Francesco Morosini weiß die

Unterhaltung zu führen. Wenn die beiden Edelknaben den Dienern die Speiſen abnehmen, dann blicken ſie ſich zuſtimmend an. Wirklich, der Doge iſt ein Mann der großen Welt. Er ſpricht wie nebenſächlich von den Kriegsereigniſſen, die es im Vorjahr der Republik allein geſtattet hatten, die beiden Herren im paduaniſchen Landgebiet, nicht aber in Venedig ſelbſt zu empfangen. Als er nun den Silberpokal hebt und das Wohl der beiden Brüder ausbringt, da lächeln ſowohl die Nobili in den ſchwarzen Seidenroben als auch die Pagen in den gedämpften Purpurgewändern. Alle denken ſie dasſelbe: Francesco Moroſini iſt doch ein guter Diplomat! Wie er dieſe Raubtiere zu zähmen verſteht! Hoch, hoch die erlauchten Herzöge von Hannover und Celle!

Jubelt ihr Pauken und lacht, ihr Geigen — die erlauchte Republik gibt ein Feſtbankett zu Ehr . . .

Der Maninſche Page ſieht, daß Moroſini dem Herzog Georg Wilhelm einen raſchen Blick zugeworfen hat. Dann umfaßt der Doge das Glas, nickt ſeinem linken Nachbarn zu und ſagt halblaut: „Meinem vieledlen Freunde fiel ſoeben eine große Fliege der Trübſal ins Herz?“

Georg Wilhelm ſchüttelt den Kopf. „Es iſt die unſagbare Pracht der Säle, die gewaltige Macht der erlauchten Republik, die ſelbſt einen Fürſten erſtaunen macht.“

Moroſini lächelt verbindlich: „Unſere Geſandten haben uns berichtet, daß das Schloß in Hannover üppigere Gemächer hat als der Dogenpalaſt, und wir wiſſen alle, daß der Herzog von Hannover berühmt iſt durch ſeine Kunſt des feinen Lebensgenuſſes.“

Wieder blitzen ſich die Pagen hinter den Stühlen an. Wenn das unſere Geſandten berichtet haben, Francesco Moroſini — denkt der junge Renier — dann verdienen ſie, daß man ihnen den Kopf abſchlägt. Meine Vettern haben mir oft genug von dem gefängnisähnlichen Gebäude erzählt, den man in Hannover „Schloß" nennt. Unſere Geſandten denken ja aber auch nicht daran, in ihren kriſtallklaren Berichten dieſes Schloß anders als „Palazzineddo" zu bezeichnen.

Doch Francesco Moroſini iſt ein Mann von guter Erziehung, und er weiß, daß man ſeinen Gäſten Schmeicheleien ſagt, um in ihnen auch das Gefühl ſeeliſchen Wohlbehagens hervorzurufen.

Die Pagen amüſieren ſich heimlich, wie Georgius Wilhelmus Amans Dux Hannoverenſis denn auch über das ganze friſche Geſicht ſtrahlt. Es beglückt ihn ſichtlich, daß dieſer vornehme Venezianer ihn als Lebenskünſtler bezeichnet, ihn, der von ſich ſelbſt glaubt, daß er das Leben um ſo intenſiver genieße, je größere Quantitäten von Wein, Bier und Weibern er auf ſein Schuldkonto buchen müſſe.

„Ja, einſtmal", ſagt er mit liſtigen Augen zu dem Purpurträger an ſeiner Seite, „das war eine verfluchte Geſchichte. Ein bildhübſches Mädel, Beine — ah, wie von Erz . . ." Er fährt fort zu erzählen und bemerkt nicht, daß Moroſini nur ſeinen Mund in lächelnde Falten gelegt hat, auf den Silberteller ſtarrt und horcht, worüber ſich rechts von ihm der jüngere Herzog Ernſt Auguſt mit ſeinem Nachbar Königsmarck unterhält. Wenn nur dieſes Deutſch nicht ſo ſchwer zu verſtehen wäre! Er hört immer nur die Wörter „Kurhut" und „Kurfürſt." Bald

merkt er aber, daß Königsmarck ſtockt, und nun wendet er ſich ſofort wieder nickend nach links an den Herzog Georg Wilhelm und erkundigte ſich, um etwas zu ſagen, ob es in Hannover auch Wahrſagerinnen gäbe.

„Ja, die gäbe es auch, eine beſonders, Anne Piele, habe ihm die ſonderbarſten Dinge prophezeit, beiſpielsweiſe . . .“

Moroſini hat das Geſicht wieder in lächelnde Falten gelegt; er ſtarrt wieder auf den Teller, ohne den getrüffelten Pfau zu berühren, den der junge Renier ihm gereicht hat. Bald merkt er aber, daß es Königsmarck auffällt, und ſo pickt er ſich die Trüffeln langſam aus der Pfauenbruſt.

Zu ſeiner Rechten iſt der Herzog Ernſt Auguſt hitzig geworden. „Und ich will, ich will den Kurhut haben, Königsmarck! Was gehen uns die katholiſchen Kurfürſten und Republiken an!“ Moroſini horcht angeſpannt. Königsmarck bemerkt es wieder.

„Teuf, du Swien! He paßt op. Lat uns plattdütſch ſnacken.“

„Dat is ock wohr“, erwidert der Herzog, und nun beginnt in der Sala del maggior Conſiglio eine Unterhaltung über die Erwerbung des Kurhutes durch Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, Exſpektant des Bistums Osnabrück, in der breiten, ſchleppenden Sprache der Niederdeutſchen.

„Hat mein erlauchter Freund noch nichts von der berühmteſten Wahrſagerin Venedigs gehört“, beginnt Moroſini wieder nach links, indem er die erfrorenen Linien um ſeinen Mund zu einem bewegten Lächeln zieht.

„Nein!“ Georg Wilhelm platzt wie ein Kind mit dieſer Antwort heraus, in deren Tonfall bereits die nächſte Frage liegt: „Wie heißt ſie und wo wohnt ſie?“

Welch ein beſtialiſches Idiom ſprechen die beiden da rechts nur, denken die Pagen, während ſie die gedrehten Gläſer mit trockenem, ſpaniſchen Wein füllen. Dasſelbe denkt der Doge, der jetzt überhaupt nichts mehr von der Unterhaltung verſteht. Iſt es Holländiſch? Der Teufel hole den Königsmarck. Wenn er auch nur bei uns Kriegsdienſte genommen hat, ſo könnte er die Intereſſen der Republik doch ein wenig mehr wahren.

„Sie heißt Catharina Mattérbo“, erwiderte Moroſini verbindlich, und plagt ſein armes Hirn ab, was „ſonen alen Plünenkram“ wohl heißen möge, und „ick ſpei op dat Kropptüch hier.“

„Catharina Mattérbo!“

„Es iſt die Mutter Eurer Geliebten.“

Georg Wilhelm wird rot. „Woher wißt Ihr?“

Moroſini ſchlägt ein wenig mit der Hand durch die Luft, als wollte er ſagen: „Du lieber Gott, was haſt du für eine Ahnung von der venezianiſchen Polizei!“ Aber er entgegnet verbindlich: „Ein Freund ſprach mir heute davon.“

Die Lichter ſind zu einem Drittel abgebrannt; die Schaugerichte, Konfekte und Torten ſind von den Pagen gereicht, und Francesco Moroſini bittet die Herzöge, mit ihm auf den Balkon zu treten.

Mit dem Dogen und den Herzögen erheben ſich auch die anderen Gäſte und verteilen ſich in den Nebenräumen und auf den Balkons. Die Tafel wird von

den Dienern abgeräumt; die Pagen ſtehen unbeſchäftigt umher und naſchen von den Konfekten.

Paolo Renier hat ſich mit ſeinem Freunde, dem Maninſchen Pagen, in eine Fenſterniſche zurückgezogen. Sie eſſen dort aus einer kunſtvollen Silberſchale Früchte und die Leckerei, die Brot des Marcus genannt wird.

Ihnen zu Füßen träumt Venedig in einer unſagbar ſchönen Sommernacht. Ein milchig-goldenes Mondlicht glitzert auf den ſchwarzen Kanälen, und die hochgebugten Gondeln ſchießen durch dieſe Lichtſtraße, ſchattenhaft, immer wiederkehrend. Die Mauern von San Giorgio Maggiore haben die Farbe der Frauen des Rubens, während die kräftigen Fundamente der Salute in blendendem Weiß gegen den blauen Himmel mit den großgezackten Sternen ſtehen.

„Der Doge iſt doch ein Künſtler", ſagt Paolo Renier, indes er mit ſeinen langen Fingern eine Orange zerpflückt.

Der Maninſche Page nickt. „Er iſt ein Herrſcher."

„Das iſt er. Das Herrſchen iſt einem Moroſini angeboren. Renier hat ſich auf die Fenſterbank geſetzt und beginnt, langſam Stück für Stück der Orange zu verſpeiſen.

Sein Freund ſieht ihn von der Seite an. „Weshalb ſollte die Gabe des Herrſchens nur den Geſchlechtern angeboren ſein, die im goldenen Buche ſtehen?"

Renier zuckt die Achſeln. „Ich will dich nicht verletzen, mein Lieber, Guter", ſagt er und legt dem

Fragenden die Hand auf die Schulter. „Du weißt, wie ich dich liebe. Aber es ist einmal so.“

„Du wirst hier einst herrschen, Paolo Renier“, entgegnete der andere Page, „du wirst in diesem glänzenden Saal Fürsten und Gesandte empfangen, du wirst die ganze Süßigkeit des Herrschens schmecken, die süßer ist als das Brot des Marcus. Denn der Name Renier steht im goldenen Buch.“ Er starrt hinaus in die Nacht. „Aber auch ich liebe Prunk, weite Säle, Kerzen, lachende Menschen, funkelndes Silber und Kristalle. Auch ich liebe es, wenn auf meinen Wink die Menschen gehorchen.“

„Aber du wirst nie in Venedig zur Herrschaft kommen, mein Armer.“ Der Maninsche Page sieht ihn an. Die Lippen hat er fest aneinander gepreßt.

„Jedoch ich will herrschen, ich will. Wenn es nicht in Venedig ist, dann wo anders. Glanz und Pracht gibt es überall.“

Renier nickt. „Ich würde es auch versuchen“, antwortet er lässig. „Aber komm. Wir müssen wieder in die Nähe der Herren gehen. Vielleicht wünscht man uns.“

In dem Augenblick, in dem sie den Balkon betreten, zischt die erste Rakete in die Höhe. Das Feuerwerk beginnt. Die Pagen sehen, wie der Herzog Georg Wilhelm mit leuchtenden Augen das Spiel der Feuerräder, das Durcheinanderstürzen der Lichtwellen verfolgt; er klatscht jubelnd in die Hände, als zum Schluß der brennende Flügellöwe des heiligen Marcus dem Welfenlöwen entgegeneilt, sich aufrichtet und Pfote in Pfote mit ihm stehen bleibt.

Morosini hat inzwischen das leise Lächeln des Herzogs Ernst August bemerkt, der sich noch immer

halblaut mit Königsmarck unterhält. Der Doge hat sofort nach Tisch befohlen, daß Anselmo Manin, der vertretungsweise Gesandter in Amsterdam war, sich in der Nähe der beiden aufhalten solle. Aber auch Manin kann diese merkwürdige Sprache nicht verstehen. Er schickt seinen Pagen zu Vendramin, der in Dänemark vier Jahre Gesandter gewesen ist: doch auch dieser erklärt, daß die Sprache, die die beiden Herren sprächen, ihm unbekannt sei.

Jetzt kennt Morosini nur noch ein Mittel: er muß die beiden trennen. Dinge, die nicht auf französisch im Saale der erlauchten Republik gesagt werden können, werden am besten überhaupt nicht gesprochen. Und mit seinem verbindlichsten Lächeln naht er sich den beiden Gästen.

„Ist mein erlauchter Freund zufrieden?" lächelt er, indem er sich an die Brüstung des Balkons lehnt und den Herzog ansieht.

„Ick dank ok schön, Königsmarck, denn is good. Nu will ick man wedder mit den Roden klönen. Es ist eine wundersame Nacht, mein hoher Herr. Ich trinke die süßen Düfte, die von den Blumenbooten aufsteigen."

Der Herzog wendet sich an seinen Bruder Georg Wilhelm und legt ihm die Hand freundschaftlich auf die Schulter. Georg Wilhelm hat sich mit Manin unterhalten; ihm ist der Gedanke an die Wahrsagerin nicht aus dem Kopfe gegangen. Manin hat auch seinem Pagen gewinkt und ihm befohlen, die Alte in ihrer Wohnung abzuholen und in das Quartier der Herzöge, in den Palazzo Durazzo, zu bringen. Manin ist, wie jeder Nobile, bemüht, den Gästen, von denen die Republik über kurz oder lang doch Hilfstruppen

für die Türkenkriege fordern muß, den Aufenthalt zu einem möglichſt angenehmen zu machen. Und wenn ihr Sinn einmal nach den Wahrſagekünſten der alten Catharina Mattérbo ſteht: warum nicht?

O, du merkwürdigſte aller Künſte! Die du ſeit Beſtehen der Welt die Menſchheit begleiteſt, wie Hunger und Sinnlichkeit, ohne zu ſterben — was haſt du nicht bewirkt! In welchen Formen erſcheinſt du: von der roheſten, plumpeſten der Zauberer, der Auguren, bis zu der Entſcheidung durch das Los. Welches Leben haſt du nicht ſchon einmal geſtreift, wenn auch nicht mit einem Orakel aus den Karten, ſo doch in der Form einer Ahnung, eines Widerſtrebens, in der Furcht, Pfauenfedern im Zimmer zu haben, unter einer Leiter wegzugehen oder zu dreizehn an einem Tiſch zu ſitzen! O, du ewiges Denkmal menſchlicher Unfähigkeit, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen, und lieber ſchmutzigen Karten als dem eigenen Verſtande zu trauen, lieber dir, du unwürdigſte aller Künſte!

Ähnlich ſind auch die Gedanken, die durch den Kopf des blonden Pagen flattern, als er die Goldtreppe hinabeilt, ſich durch die Menge drängt und in die Maninſche Gondel ſpringt. Er ruft dem Gondoliere ein kurzes „Zum Fondaco de Turchi, aber ſchnell" zu, wirft ſich dann in die Daunenkiſſen der Gondel, legt die Hände unter den Kopf und ſtarrt zum Nachthimmel, der in den engen Seitenkanälen nur noch wie ein ſternbeſätes, ſchmales Band durch die hohen Häuſer glänzt.

Der Page zittert. Er ſoll zu der alten Kupplerin Mattérbo fahren, der alten Hexe mit der ſchönen Tochter, die jetzt die Geliebte des Herzogs von Hannover iſt. Wie ſie Karriere machen, dieſe Mädchen

aus Venedig! denkt er. Die Geliebte eines deutſchen Herzogs — das lohnt ſich. Und er denkt an ſeine Unterhaltung mit Paolo Renier! Ja, Maria Mattérbo kann herrſchen, wenn ſie will! Ihr gehorcht ein Herzog, und dem Herzog gehorcht ein Herzogtum.

Ob die venezianiſchen Männer mit ihrem klaren, ab und zu nur einmal von einer kleinen Leidenſchaft verſchleiertem Sinn nicht auch vorwärts kommen würden, da oben, im Lande der Barbaren? Warum nicht? Iſt es etwas ſo Seltenes, daß zugewanderte Fremde die höchſten Ehrenſtellen erreichen? Sind die venezianiſchen Truppenführer nicht ausſchließlich Nordländer? Und warum ſollte dort im Norden der Kanzler nicht einmal ein Venezianer ſein?

Der Gedanke läßt den Jüngling nicht los. In dem ſchönen Kopfe kreuzt er hin und her, wie eine Fliege unter einem umgekehrten Waſſerglaſe. Das melodiſche a—öel des Barkenführers, als die Gondel den Canal Grande kreuzt, um durch den Rio della Madonetta den Weg abzuſchneiden, ſtört ihn nicht in ſeinen Träumen. Im Geiſte hat er die höchſte Würde in Hannover errungen. Er ſieht ſich bereits in einer großen, goldenen Karoſſe fahren, mit zwei Mohren hinten auf ſtehen, während er ſelbſt in einem roten, goldverſchnürten Rock hinter den Glasfenſtern ſitzt und ein ſehr ernſtes Geſicht macht. „Denn das iſt eine ſehr wichtige Sache beim Regieren", ſagt er halblaut vor ſich hin.

Erſchreckt über den Klang ſeiner eigenen Stimme richtet er ſich ein wenig auf, während die Gondel am Fondaco de Turchi einbiegt. Er läßt das Fahrzeug an der Rundtreppe halten, grüßt den Händler Ibra-

him, der an einer Säule lehnt und huſcht weiter, zum Hauſe der Catharina Mattérbo.

Die Alte ſitzt ſeit einer Stunde in ihrem Zimmer und betet. Sie betet den Roſenkranz und verflucht ihre Tochter. An dieſem Abend hat ſie ſo wenig zu tun, wie ſeit langem nicht. Das liegt daran, weil ganz Venedig bei dem Feuerwerk zu Ehren der Herzöge weilt, und weil die allgemeine Feſtfreude eine noch viel größere Kupplerin iſt als ſelbſt Donna Catharina Mattérbo. Aber die Alte ſieht in dem Stillſtand des Geſchäfts eine Schickung der heiligen Jungfrau. Iſt es ein Wunder? Wahrhaftig, nein. Sie hat ja der heiligen Jungfrau gelobt, daß ihre Tochter Braut des ſüßen Jeſuskindes werden ſolle, wenn das Geſchäft aufblühte; darauf hat die heilige Jungfrau ihr den großen Verdienſt beim Empfang des Herzogs im paduaniſchen Landgebiet zugewandt. Sie allein hat die Buhlerinnen liefern dürfen; Maria ſollte nur noch ein wenig auf Ordnung bei dem Feſt ſehen und dann ſogleich in das Kloſter zu Padua eintreten. Jetzt erfährt ſie, Donna Catharina, daß ihre Tochter, anſtatt im Kloſter zu Padua zu beten, die Geliebte des Herzogs von Hannover iſt. Sie hat faſt ein halbes Jahr an den fremden Höfen geweilt und nur ab und zu geſchrieben, ſie ſei im Kloſter als Magd tätig. „O heilige, gebenedeite Jungfrau — nimm den Fluch von meinem Hauſe", wimmert die Alte, während die Perlen des Roſenkranzes durch die mageren Finger knattern.

Gondeln mit Pechfackeln huſchen draußen auf dem Kanal vorüber; das Licht dringt durch die engen Fenſter in den ſchmalen, hohen Raum und tanzt auf den goldenen Rahmen der obſzönen Ledabilder, läßt die

Goldbrüſtung glimmen und wirft einen raſchen Blick auf die langen, ſchwarzen Mäntel, die bunten Gewänder, die Masken und Perücken, die in der Ecke des Zimmers hängen.

Catharina Mattérbo hockt bei dem kümmerlichen Öllämpchen und ſtöhnt. Die Worte wirbeln durch ihre gelben Zähne. „O, du elfenbeinern Turm, du goldnes Haus — Maria, erbarme dich meiner. Maria, laß mich die Sünde meiner Tochter nicht entgelten, nimm den Fluch von meinem Hauſe.“ Wieder huſcht eine Gondel vorbei, wieder fallen die matten Strahlen auf die Gewänder, unter deren Schutz ſie ihre Klientel zuſammenzuführen pflegt. Aber keine Barke hält vor ihrem Hauſe, kein leichter Schritt huſcht die Treppe hinauf, und kein leiſes Klopfen klingt von der ſchweren Haustür. Die große Angorakatze, mit der ihr einſt ein Matroſe ſeine Schuld bezahlt hatte, ſchnurrt unter einem Venusbilde, und die Waſſer des Kanals klatſchen an der Hausſchwelle.

„Maria, gebenedeite“, ſchreit die Alte auf, nachdem ſie wieder vergebens hinausgehorcht hat, „ich gelobe dir, daß ich dieſe Schmach rächen werde. Rächen will ich ſie. Maria Mattérbo ſoll ſterben.“ Sie ſchreit, ſie ſpringt auf — ſie kann ihren Haß, ihre Wut nicht beherrſchen, ſie hinkt fluchend in dem engen Zimmer auf und ab und wiederholt es ſchreiend: „Gib mir ein Zeichen deiner Gnade, dann ſoll Maria Mattérbo ſterben.“

Horch, vom Fondaco de Turchi her tönt das ſchmeichelnde a—öel. Durch den Seitenkanal kommen die aus der vornehmen Geſellſchaft, alle, die am großen Kanal wohnen, aber die lieber nicht direkt zu ihr fahren wollen. Catharina Mattérbo lauſcht. Die

Gondel legt am Fondaco de Turchi an — wie immer — Schritte — es ſpringt jemand die Treppe hinauf. Die Alte hat ſich aufgerichtet, die lange Habichtsnaſe ſcheint noch länger geworden zu ſein, die Augen blitzen. Den Roſenkranz hält ſie feſt in der linken Hand. Sie ſtöhnt. Dann klopft es leiſe. Sie richtet ſich auf.

Arme, ſchöne Maria Mattérbo, jetzt mußt du ſterben.

„Seid Ihr es, Donna Catharina Mattérbo?“ tönt die Stimme des Maninſchen Edelknaben von draußen.

„Ja, mein Söhnchen. Ich bete meinen Roſenkranz.

Der Page lacht. „Dann darf ich wohl nicht ſtören. Lebt wohl.“

„Hihi, ſo iſt das nicht gemeint. Tretet ein, ſchöner, junger Herr.“ Sie öffnet die Tür nur ſo weit, als es nötig iſt, um den Jüngling hinein zu laſſen.

„Nun“, fragt ſie, „wünſcht der edle Manin, daß ich wieder ein Brieflein beſorge? Hat er genug von den glatten, runden Hüften der Dame Laura Longhetti, von denen er hier, wie verzückt, träumte?“

Der Page wirft ſich in einen großen Lederſtuhl und ſtreckt die Beine von ſich. „Nichts da, die Künſte brauchen wir heute nicht. Ihr ſollt die Zukunft ſagen.“

„Wem, mein Herzchen, wem?“

„Deinem Schwiegerſohn.“

„Wem?“

Der Jüngling lacht ſo laut, daß die Angorakatze zuſammenfährt, einen großen Buckel macht und ihn fauchend anſtarrt.

„Scher dich weg!“ ruft er dem Tier zu. „Nun, nichts für ungut: dem Herzog von Hannover.“

Der Alten tanzt das Zimmer vor den Augen. Sie redet sich vor, daß tausend Pfeile auf sie eindringen, tausend Hände sie emporziehen zum Dienst der heiligen Jungfrau.

„Es ist ein feiner, reicher Herr", meint ihr Gegenüber; die Gedanken, die ihn ohne Aufenthalt quälen, sprudeln über seine Lippen. „Deine Tochter ist wahrhaftig nicht schlecht gefahren. Daß die venezianischen Weiber nur allein so hoch steigen! Weshalb können es nicht die Männer! Weshalb kann ich nicht bei dem Herzog Rat oder Kanzler werden? Weshalb kann ich nicht so hoch steigen? Weil ich ein armer Nobile bin?"

Der Alten schießt ein Gedanke durch den Kopf. Ihre krallenartigen Hände kratzen die Tischplatte und klammern sich endlich am Gebetbuch fest.

„Könnt Ihr, mein Söhnchen, könnt Ihr."

Der Page springt auf. Das Wort zieht wie eine Rakete durch sein Hirn. Mit fiebernder Erregung hat er es gehört. Er fühlt sich wachsen, größer werden. Er glaubt zu verstehen, daß das Schicksal ganz dicht an ihn herantritt und ihn seine Zukunft auswählen läßt. Aber noch stutzt er und sagt: „Hallo, Alte, spotte nicht. Ich bin Venezianer. Wenn morgen deine Leiche im Kanal schwimmt, fragt kein Mensch danach. Kupplerinnen gibt es viele in Venedig."

Catharina Mattérbo sieht ihn scharf an. Ihre Augen tränen. „Ihr wißt, ich soll dem Herzog die Zukunft künden. Und wenn ich ihm nun sage: ‚Herr Herzog, wenn Ihr morgen nach der Himmelfahrtsfeier vom Bucentaur ans Land steigt, dann wird ein blonder, rotwangiger Jüngling am Ufer stehn mit

einem Meſſer und einer Melone in der Hand. Und wenn Ihr ihn fragt: ‚Was tut Ihr da?‘, dann wird er Euch eine kluge Antwort geben. Nehmt den Mann mit; er wird Euch einſt mehr wert ſein als alle Eure Räte.‘ Wenn ich das ſage, Freund, gelobt Ihr mir dann auf das allerheiligſte Sakrament, das zu tun, was ich von Euch verlange?“

Der junge Mann hat ſich über den Tiſch gebeugt und ſtarrt der Kupplerin in die Augen. Er keucht: „Und wenn's meine Seligkeit wär, ich gäb ſie dir.“

„So viel wird gar nicht verlangt“, grinſt die Alte. „Nur ein kleiner Dolchſtich.“

„Weiter nichts?“

„Nein.“

„Und wer?“

Sie ſieht ihn wieder mit ihren kleinen Raubtieraugen an: „Die heilige Jungfrau hat es gewollt: Maria Mattérbo muß ſterben.“

Da ſtutzt der Page, und ſein verzerrtes Geſicht erſchlafft. Endlich ſagt er zögernd: „Eine Frau . . .“

„Hab' ich's nicht geſagt? Feiges Volk“, ziſchelt die Alte.

Der Jüngling ſchüttelt den Kopf. „Ich bin nicht gewohnt, Weiber zu erſtechen.“

Nun redet die Alte auf ihn ein. „Wer ſpricht von Erſtechen? Das iſt eine Sendung der heiligen Jungfrau, der unbefleckten, gebenedeiten. Ihr war Maria Mattérbo geweiht, aber anſtatt in das Kloſter von Padua zu gehen, hat ſie Buhlſchaft mit dem Herzog von Hannover getrieben.“ Die Augen der Kupplerin brennen. „Hier im Zimmer erſchien mir die Muttergottes im Strahlenkranze, wie Gian Bellin ſie gemalt hat. Hier lag ich vor ihr auf den Knien, hier ſprach

ſie zu mir: ‚Es wird ſogleich ein ſchöner, blonder Jüngling nahen, und der wird das Werk der Rache vollführen.‘ Hört Ihr, die Madonna will es.“ Sie hat ſich aufgerichtet und bohrt ihre Augen in die ſeinen.

Wieder ſteigen vor ſeinem Geiſte die Bilder von Glanz und Reichtum auf, der Gedanke an den Zauber des Herrſchens. Wenn es die Madonna befohlen hat . . .

„Und du willſt dem Herzog ſagen . . .“ Er holt tief Atem.

„O b ich will!“

„Aber wenn ich dem Befehl der heiligen Jungfrau Folge leiſte, wird er mich wegjagen, oder er wird mich hängen laſſen“, erwidert der Page mit neuem Zögern. „Er iſt toll in ſie verliebt.“

„Braucht der Herzog zu wiſſen, daß Ihr es wart? Ich gebe Euch ein feines Gift. Und glaubt mir: je näher er nach Hannover kommt, deſto hinderlicher wird ſie ihm werden. Hannover iſt kein Venedig. Im Norden ſind die Menſchen ſtrenger in der Liebe.“

Der Page nickt ein wenig. „Er ſoll es toll genug getrieben haben. Aber du kannſt recht haben. Er hat, wie ich hörte, ſchon eine Geliebte in Hannover.“

Catharina Mattérbo hat aus der Tiſchſchublade ein altes Kruzifix hervorgeholt, hält es in der Hand und ſieht den Jüngling von der Seite an: „Alſo . . . abgemacht?“

Der Page nimmt ſeine ganze innere Kraft zuſammen. Jetzt iſt der Augenblick — jetzt formt er ſein Leben. Ja, Schickſal, ich verſtehe dich, möchte er rufen, und kalt ſagt er: „Abgemacht.“

„Dann ſchwört mir auf das Kruzifix.“

Der junge Mann hebt die rechte Hand, während er die linke auf das Kruzifix legt, und leistet den Schwur, dem Befehl der heiligen Jungfrau gemäß die Maria Mattérbo zu töten, bei der Rache der Madonna.

„Und ich kann mich auf dich verlassen?“ fragt er die Alte mißtrauisch und dennoch vor innerer Erregung zitternd.

„Sonst könnt Ihr Euern Schwur ja gar nicht erfüllen. Erst wenn Ihr mit den beiden nach Deutschland zieht, könnt Ihr ihr ja nahekommen!“

Das sieht der Page ein. Die Alte hüllt sich in ihren weiten Mantel, läßt ihren Begleiter aus dem Hause und schließt die Tür ab. Sie schleicht an der Mauer entlang, wie sie es gewohnt ist, bis zur Gondel des Manin, die am Fondaco de Turchi liegt. Die Gondel trägt die drei ein Stückchen westwärts, am Hause der Mattérbo vorbei, dann biegt sie scharf um die Ecke nach Süden, gleitet den stillen Rio de San Giovanni decoli hinab, am Palazzo Corner-Moncenigo vorbei, durch den Rio de San Paolo in den großen Kanal. Die Alte drückt sich in eine Ecke der Gondel. Sie ist es gewohnt, daß man ihre Dienste braucht, sie aber nicht in seiner Begleitung, geschweige denn in seiner Gondel zu sehen liebt. Die Gondel schwebt den großen Kanal hinab bis zum Palazzo Durazzo, den seit kurzem der Gesandte des römischen Kaisers bewohnt.

Ein Diener naht mit Fackeln, deren unruhiges Licht auf den Säulen hin und her irrt.

„Sind die Herzöge zurück?“

„Sie sind soeben gekommen, junger Herr.“

„Gut, dann führe die Alte zu dem Herrn Herzog von Hannover. Es ist die alte Mattérbo."

„Ah, die!" Der Fackelträger lacht. „Da wirst du selbst wohl kaum noch nötig sein. Du hast ja schon ein schönes Stück geliefert."

„Halt dein Lästermaul, du Bestie", zischt die Alte.

Die beiden gehen durch das Portal und steigen eine Seitentreppe hinauf. Der Maninsche Page sieht noch, wie das Licht hinter den gotischen Fenstern das feine Netzwerk der Architektur schwarz hervortreten läßt. Er sieht die beiden, durch das Treppensteigen gebückten Gestalten in einer Seitentür verschwinden.

Er setzt sich auf die Marmorstufe und träumt. Er ist zufrieden mit sich selbst. Er ist ein Mann und hat sein Leben in die richtige Bahn geleitet; er hat sich nicht ins Schlepptau des Zufalls nehmen lassen. Er träumt von der Zeit, wo er in einer goldenen Karosse fahren wird, mit zwei Mohren auf dem Trittbrett; er sieht sich umgeben von Dienern, die ihn bestaunen, er sieht sich befehlen. An den Dolchstich, der dazwischen liegt, denkt er nicht gern. Es ist unhonorige Arbeit. Aber die heilige Jungfrau hat es verlangt. Das beruhigt ihn. Das macht ihm die Sache nicht nur leicht, das macht sie ihm direkt zur Pflicht. Er sieht seinen Weg vor sich, erleuchtet und genau bezeichnet, wie die goldene Treppe, wenn auf jeder Stufe ein Fackelträger steht.

Dann hört er ein leises Rauschen. Er wendet sich um. Die Kupplerin tritt aus den Säulen hervor; sie ist erregt, und ihre Hände zittern.

„Bist du schon fertig?" fragt er sie langsam.

„Ja, mein Söhnchen.“ Sie hüllt sich dichter in den weiten Mantel und zieht das schwarze Tuch über die grauen Haare.

„Hast du ihm gesagt . . .?“ Der Page fragt es mit einer übernatürlichen Spannung.

„Ich habe es gesagt, mein Söhnchen. Erwartet ihn morgen, wenn er vom Bucentaur kommt, mit einer Melone und einem Messer. Und wenn er Euch fragt, was Ihr da tut, dann antwortet irgendeinen tiefsinnig klingenden Unsinn. Und denkt an Euren Eid.“ Sie hebt die magere Faust und starrt ihn an. Der Jüngling schrickt zurück, so häßlich ist sie in der Dunkelheit, wie ein Totenkopf.

Sie betritt wieder die Gondel, und schweigend zieht das Fahrzeug wieder zurück.

Weshalb endet die Nacht nicht, diese Nacht, die die Stunden so ruhig ablaufen läßt, ohne sie mit der Peitsche zu hetzen, wie es der Page des edlen Herrn Manin wünscht? Weshalb sieht er aus seinem schmalen Fenster zitternd hinaus in den grauen Morgen, auf die ersten Lichtstrahlen, die am Nachbarpalaste Bembo vorbeihuschen, die vor dem Palazzo Manin einen Funkentanz aufführen und sich weiter schwingen, um den Marmor der Rialtobrücke mit der Glut junger Rosen zu überhauchen?

Freut sich der Page des edlen Herrn Manin, daß heute der Tag Christi Himmelfahrt ist, an dem der Doge auf der Staatsgaleere, dem goldenen Bucentaur, nach alter Gewohnheit hinausfährt, um am Lido draußen Venedig dem Meere zu vermählen?

Nein, das wäre ihm nur ein Fest, wie andere Feste, wie der Markustag oder der Karneval oder die Krönung eines neuen Dogen. Heute ist es etwas

anderes. Er weiß es genau: heute wird das Schickſal den Vorhang teilen, der ihn ſo ſtreng und unerbittlich von der großen Welt, von den Reichen getrennt hat. Heute wird er den erſten Schritt tun in das Heiligtum des Herrſchens, das ihm in Venedig ewig verſchloſſen ſein würde, weil er nicht zu den Geſchlechtern gehört, die im goldenen Buche ſtehen. Er atmet tief, er trinkt den berauſchenden, ſüßen Duft zukünftiger Macht, zukünftigen Ruhmes.

Nachdem er ſeinem Herrn bei der Morgentoilette geholfen und ihn an die Gondel geleitet hat, die zum Bucentaur fährt, ſchleicht er ſich aus dem Palaſte heraus.

Im Gürtel hat er ein Meſſer ſtecken. Er ſieht faſt traurig aus, und ein tiefes Wehgefühl beſchleicht ihn bei dem Gedanken, daß er dieſen Palaſt auf immer miſſen ſoll. Seine Blicke ſtreicheln die Fenſter, die Bogen, die Marmorſtufen; in ſeinen Augen ſtehen Tränen.

Über die Dächer zittert das Läuten der Glocken von San Marco. Es gleicht dem Schwirren junger Schwalben, die von einer alten geleitet werden. Dann aber fallen hunderte von Glocken mit ein. Ganz nahe von San Salvatore klingt es wie Lachen, das aus der Tiefe emporquillt. „Das iſt die ‚Verkündung, das Bild des Tizian, das ſpricht‘, ſagt das Volk von Venedig. Das iſt die ‚Verkündung‘, zittert es in dem Knaben, der einen der ſchönſten Paläſte Venedigs verläßt, um oben in der Heide ein fremdes Glück zu finden.

Beſinne dich, ob du eine Welt des Schönen hinter dir laſſen willſt, du Allzueiliger!

Aber der geht langſam aus dem Portal hinaus. Er horcht dem fernen Donnern der Geſchütze, das den Anfang der Feier verkündet. Jetzt ſteht Francesco Moroſini am Bug des Bucentaur — jetzt nimmt er den Ring von dem ſeidenen Kiſſen, das ein Page ihm hinreicht — er ſpricht die Vermählungsformel — die Herzöge an ſeiner Seite ſehen ſtaunend zu — jetzt — der Doge hebt den Arm— der Ring fliegt . . .

Ein ohrenbetäubendes Krachen erhebt ſich; die Glocken dröhnen. Venedig iſt wieder einmal dem Meere vermählt. Der horchende Jüngling lächelt und ſchreitet weiter. Er geht durch die Merceria, durch die alten Prokurazien auf den Markusplatz. Er geht zu einem Hökerweibe und kauft eine Melone. Er feilſcht um den Preis und drängt ſich dann durch das lachende Volk.

Der Doge hört die Meſſe in San Nicolo del Lido. Aber die proteſtantiſchen Herzöge werden nach der Feier ſogleich mit der Purpurbarke zurückkehren.

Eine Dirne lächelt ihn an. Er ſieht es nicht. „Der hat ſich einen neuen Kopf gekauft“, höhnt ein Junge von etwa zehn Jahren. Er lacht und geht über die Piazetta an das Ufer.

Sein Auge ſucht die Purpurbarke. Er erkennt ſie, wie ſie hinter der Punta della Motta erſcheint. Er ſieht ſie wachſen, größer werden, dem Ufer zuſtreben. Er erkennt die Geſichter und ſieht die beiden Herzöge. Sein Herz klopft zum Zerſpringen. Er hört die Worte, das Klatſchen der Ruder. Hinter ihm ſchreit das Volk: „Hoch die erlauchten Herzöge!“ Die Barke iſt wenige Schritte vom Ufer entfernt.

Nun zieht er langsam das Messer aus dem Gürtel und beginnt die Frucht zu zerschneiden. Die Barke hält.

Er sieht, daß der eine der Herzöge aschfahl geworden ist; er sieht ihn aus dem Boote springen und auf sich zu eilen.

„Was tust du da?" fragt der Herzog mit bebender Stimme.

„Ich — o, ich tue nichts mehr, als was Fürsten immer tun möchten: ich zerteile eine Welt."

Der Herzog stützt sich auf seinen Bruder, der hinzutritt und lachend sagt: „Ei, laß doch den Narren."

„Ich habe dich schon irgendwo einmal gesehen — wer bist du und wie heißt du?" fragt der Herzog und seine Kniee zittern.

„Ich", entgegnet der Gefragte, indem er langsam die Stücke zerlegt und seine ganze Ruhe wiedergewinnt, da er merkt, daß er das Spiel gewonnen hat: „Ich bin der Page des edlen Herrn Manin, und mein Name ist Francesco Maria Capellini Stechinelli."

## III

Nachdem Georg Wilhelm von dem Dogen am Markusplatz empfangen worden war, hatte die Prachtgondel die Maria Mattérbo in den Palazzo Durazzo gebracht, wo bereits der Bruder ihres Geliebten, der spätere erste Kurfürst von Hannover, abgestiegen war. Die hohe Republik rechnete sie, die erklärte Freundin des Gastes, ebenfalls mit zu den Gästen; man stellte ihr daher eine Gondel zur Verfügung, erwies ihr mannigfaltige Ehrungen und sorgte für ihre Erheiterung.

So war Maria Mattérbo nach Venedig zurückgekehrt, als das Abendrot des alten Ruhmes leuchtete, die Stadt und die Menschen schöner erscheinen ließ und ihre seelische Bläße verdeckte.

Ein jauchzendes Fest folgte dem anderen; man überbot sich, um den illustren Brüdern Beweise venezianischen Reichtums und venezianischen Geschmacks zu geben. Wenn aus den Palästen das Lachen und Jauchzen quoll, dann lächelten die Vorbeifahrenden und die Horchenden sich wohlgefällig zu: Sie feiern die Schönheit unserer Maria Mattérbo!

O, sie ist schön — schön, wenn sie das Trinkgefäß, geschnitten aus einem einzigen Smaragd, ein Geschenk des Luca Donato, erhebt und das Wohl der erlauch-

ten Republik ausbringt. Schön ist sie, wenn sie das Haupt zurückwirft, daß die ebenmäßige Halslinie aus den Purpurstoffen herausleuchtet — schön ist sie, wenn sie durch den Saal schreitet und jeder der langsamen Schritte die Schleppe rhythmisch weiter schleift.

Venedig wußte erst jetzt, daß Maria Mattérbo schön war. Es war eine große Neuigkeit gewesen, von der bis dahin noch niemand etwas geahnt hatte. Und dieser barbarische, blonde Herzog mit dem frischen Gesicht hatte sie entdeckt. Die Venezianer schämten sich sogar ein wenig, daß sie es nicht selbst getan hatten, aber sie waren doch glücklich darüber, daß Maria überhaupt entdeckt war.

Maria nahm es als selbstverständlich hin, daß sie so gefeiert wurde. So sind die Frauen damals gewesen, und so sind sie noch heute. Je jünger sie sind, desto prätentiöser sind sie, und erst die dahineilende Zeit macht sie entgegenkommender.

Maria kam zum ersten Male in den Strudel des geselligen Lebens und durfte prätentiös sein. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, ihr Reiz beruhte also nicht mehr in einer törichten Unerfahrenheit, sondern in ihrer bewußten Schönheit. Sie wurde um so schöner, je mehr ihre Vaterstadt sie feierte. Wie ein Wunder muß sie gewesen sein, wenn sie abends mit ihrem Geliebten von den Festen nach Hause kam; wenn die Rosen, mit denen man ihr üppiges Haar bekränzt hatte, sich langsam entblätterten; wenn sie wie ein Tier, dem man Zügel und Decken aufgezwungen, sich befreite, all die Gewänder beiseite warf und nur mit den Rosen im Haar sich ihrem Geliebten zu Füßen stürzte. Dann waren ihre brennenden Küsse noch feucht von dem Wein der Corner oder Moncenigo,

und aus ihren Augen sprühte noch das Licht der Kerzen wieder, die auf der Prachttafel der Nobili geleuchtet hatten. — Und sie wußte vergessen zu lassen. Georg Wilhelm konnte dann die Geliebte in Hannover, Martha von Doberthin, so gut vergessen, vergessen all die heißen Schwüre, die er ihr einst gegeben hatte — er konnte versinken in diesem Meer, in diesem All, das sein Trachten, sein Fühlen, sein Denken erfüllte — Maria Mattérbo.

Sie nahm die Huldigungen der Welt mit der Ruhe und dem Anstand entgegen, der den Italienern aller Klassen gleichmäßig eigen ist. Sie verstand es, mit den Männern, die die Dienste ihrer Mutter noch täglich begehrten, so zu sprechen, als ob diese Männer früher einmal vergebens um ihre, der Tochter Hand angehalten hätten. Sie grüßte auch den ehemaligen Pagen des edlen Herrn Manin, den Junker Francesco Capellini Stechinelli, der in den Dienst des Herzogs getreten war, mit der gleichen zurückhaltenden Freundlichkeit, die zu sagen schien: Ihr kennt meine Herkunft gut. Ich kenne sie auch. Also darüber sind wir uns einig. Neu ist aber, daß ich die erklärte Geliebte des Herzogs von Hannover bin. Das bitte ich gebührend beachten zu wollen. Und der Page behandelte sie wie eine Fürstin. Er sah sie an mit einem geheimnisvollen Interesse, sie, die das Schicksal bestimmt hatte, durch seine Hand zu fallen.

Ihrer Mutter hatte sie sagen lassen, sie beide sollten sich doch daraufhin einigen, daß sie sich gegenseitig nicht zürnten. Die Mutter möge bedenken, daß sie, die Tochter, weder ererbte noch erworbene Talente habe, um graue Schwester werden zu können. Es sei vielmehr ausgemacht, daß sie mit dem Herzog

von Hannover nach Deutſchland gehe. Von dem italieniſchen Gefolge ſolle ihn nur der bisherige Page des Herrn Manin begleiten.

So rüſtete ſich denn der Herzog, nachdem ſein Bruder ſchon einige Tage vorher abgereiſt war, im Hochſommer des Jahres 1656 zur Heimkehr.

Von allen Sonetten, Hirondellen, Sizilianen und wie die Verskunſtformen alle heißen mögen, deren ſich der Herzog zum Ausdruck deſſen bediente, was er zu fühlen behauptete, ſind wirklich wertvoll eigentlich nur die Abſchiedsverſe auf Venedig. Sie ſind an die Mattérbo gerichtet und tragen die Überſchrift: An Ceres. Die letzten Verſe lauten:

Daß ich den Stein aus ſeiner Faſſung brach,
Dem goldnen, prunkerfüllten Heil'genſchrein,
Das klag ich an. Doch ſchöner als der Tag
Gleißt ohne Faſſung noch der edle Stein.

Was der Herzog empfand, hat er hier in einem glücklichen Bilde auszudrücken verſtanden. Maria Mattérbo war gewiß ſchön. Nur ein Narr hätte das zu beſtreiten gewagt. Ein ſehr großer Reiz für einen Mann wie den Herzog lag aber, um das Bild der Kanzone feſtzuhalten, in der Faſſung, oder, um modern zu reden, im Milieu.

Nur wenn Maria ſicher war, daß jede ihrer ſcharfgeſchliffenen Bemerkungen verſtanden wurde, dann wagte ſie ſich damit ans Tageslicht, aber dann wirkte auch jeder Beifall befruchtend, dann überbot ſie ſich an geiſtvollen Einfällen, dann ſprachen ihre Augen ſchneller als die Lippen, dann zitterte ſie und wand ſich vor Erregung und Entzücken.

Was aber würde geſchehen ſein, wenn Maria Mattérbo wirklich mit nach Hannover gekommen und wenn es gelungen wäre, die Dame Martha von Doberthin zu beſänftigen? Denkt Euch ein durch Kerzen erleuchtetes Zimmer im alten Schloſſe zu Hannover, in dem dicken Turm, deſſen Grundmauern von den Fluten der Leine umſpült werden. An den gekalkten Wänden hängen mächtige Geweihe, Achtzehnender aus der Göhrde, oder aus den Waldungen bei Ebsdorf. Am Tiſch ſitzt der Herzog mit ſeinen Zechkumpanen. Sie trinken dünnes Lüneburger Bier aus Zinnkrügen, erzählen ſich wüſte Geſchichten, und der Herzog prahlt von Venedig. Von den Weibern natürlich. Er prahlt mit ſeinen Erfolgen. Er zwinkert mit den Augen und erzählt von den Reizen der Mattérbo. Die Gäſte hören zu, mit brennenden, gierigen Blicken. Der Herzog preiſt ihren Körper, der den Statuen des Praxiteles ähnlich ſei. Einer der Trinker glaubt die Behauptungen nicht. Er habe Maria geſtern auf der Straße geſehen — nein, nein, ſie ſei ja ſo winzig. Da ſei nichts zu preiſen. Durch den Saal brauſt ein Gelächter. Der Herzog ſpringt auf. „Und ihr ſollt ſehen", ſchreit er, „kommt mit." Da zögert keiner. Der Zug wälzt ſich über den Hof, in den Seitenflügel, in dem Maria Mattérbo wohnt. Der Herzog ſtürmt die Treppen hinauf. Die wilde Jagd hinterher. Und nun kommen ſie an die Gemächer der Mattérbo. Noch brennt das Licht in ihrem Zimmer. Sie ſitzt in der tiefen Mauerniſche und denkt an Venedig — an die klatſchenden Wogen, den blauen Himmel, an die tanzende Schönheit der Paläſte und an den ſüßen Klang der Sprache. Da hört ſie das Gepolter. Sie ſpringt auf; aber ſchon wird die Tür aufge-

riſſen. Der Herzog ſteht im Türrahmen. Gierige, vertrunkene Geſichter ſehen ihm über die Schulter, ſehen an ihm vorbei. „Komm her", ſchreit Georg Wilhelm, „du ſollſt zeigen, daß du ſchön biſt wie die Frauen der Griechen." Maria Mattérbo ſieht ihn an, mit dem Blicke, der ein Heer von gierigen Männern zähmen könnte. Aber der Herzog iſt nicht gierig, er iſt ruhmredig, denn er iſt betrunken. Er geht auf ſie zu, packt ſie, zerrt ihr das leichte Tuch von den Schultern und reißt der Schluchzenden, ſich krampfhaft Wehrenden das Gewand vom Körper . . .

Segne deine Mutter, die alte Kupplerin, Maria, die dir ein ſolches Schickſal erſpart hat. — Nun ſtehen dir die Abſchiedstränen in den Augen, immer wieder wendeſt du dich und ſiehſt aus dem Reiſewagen zurück auf die ſtrahlenden Lagunen. Über der norditaliſchen Ebene liegt die dörrende Kraft der Sonne. Die Alpen ſind fern hinter einem Silberflimmern der Luft verſteckt; ſoweit das Auge reicht, ſieht es nur vertrocknete Reisfelder, verdorrte Weiden und gelbe, magere Gräſer. Die Wege ſind ſchlecht, und der Reiſewagen fällt immer wieder in ein tiefes Loch in der ausgefahrenen Landſtraße. Die arme Maria iſt allmählich dem Weinen nahe.

Nun überſchleicht ſie das Gefühl des Ganzalleinſeins. Einen halben Tag iſt ſie erſt gereiſt, und ſie möchte ſchreien: Laßt mich zurück, laßt mich zurück nach Venedig. Was ſoll ich mit euch hier! Nun wird es ihr klar, daß ſie alle Brücken abgebrochen hat zu ihrer ſchönen Heimat, daß ſie fort ſoll in das graue Land zu den Ketzern. Und große Tränen rinnen ihr über das Antlitz.

Sie hat es nicht bemerkt, daß ein junger Reiter seit einiger Zeit an der Seite ihres Reisewagens bleibt, und sie erschrickt fast, als sie plötzlich seine Worte hört: „Ist die schöne Maria Mattérbo traurig über den Abschied von der strahlenden Venezia?"

Sie richtet den Blick auf ihn, dankbar, glücklich. „Ihr seid's, edler Junker Stechinelli", ruft sie leise, „gottlob, daß noch ein Mensch mit mir Venezianisch spricht. O, wie sehne ich mich zurück! O, was gäbe ich darum, wenn ich auf den Stufen der goldenen Treppe säße, wenn ich in den Dom von San Marco gehen könnte! Mein Herz ist zum Zerspringen voll." Wieder rinnen ihr die Tränen über das Antlitz.

Stechinelli lächelt und redet ihr gut zu. Er berauscht sich an dieser geheimnisvollen Situation. ‚Du tröstest die von dir beneidete Geliebte des Herzogs, und durch deine Hand wird sie sterben. Ist es nicht etwas Wundersames, so mit seinem eigenen Schicksal zu spielen? Sie ist wie ein Vogel, dem ich ein Band an das Bein gebunden habe und den ich festhalte. Ich lasse ihn flattern, aber er wird mir nicht entfliehen.' Er ist selbst erst siebzehn Jahre alt, trotzdem er etwas älter aussieht. Er kann die vielen und schnellen Trostgründe der Jugend vorbringen, um so mehr, als die Kunst der Verstellung ihm seit seiner Kindheit geläufig ist. Er lächelt denn auch weiter und sagt, die Welt sei groß und der Herzog gütig. Und wenn es ihr in Hannover gar nicht gefiele, dann würde er sie sicherlich mit irgendeinem Kaufmann oder mit einem vornehmen Reisenden nach Venedig zurückschicken, oder der Herzog brächte sie vielleicht gar selbst wieder in ihre Vaterstadt, da er doch die Absicht habe, in einem der kommenden Jahre den

Karneval dort zu feiern. Dabei zuckt es kaum merklich in der Bruſt des Pagen, wie an einem gewitterſchweren Himmel.

Nun begann Maria Mattérbo wieder zuverſichtlicher in die Welt zu blicken. Stechinellis weiche, halblaute Stimme wirkte beruhigend auf ihre erregten Nerven. So war ſie denn ſogar beim Mittagsmahl, das im Parke einer Villa in Mira Taglio genommen wurde, außerordentlich heiter, freute ſich kindlich über einen Savoyarden mit einem Murmeltier und trank gegen Ende des Mahles dem Herzog lachend zu, daß dieſen die Leidenſchaft packte und er ſeine Blicke nicht von Maria wandte.

Während der Weiterreiſe, am Nachmittage, ſah Maria fortwährend voller Erwartung nach den Reitern aus, denn ſie hoffte, daß Stechinelli wieder an die Seite ihres Reiſewagens kommen würde. Der mußte jedoch an der Spitze des Zuges neben dem Herzog reiten, von dem er in ein langes Geſpräch verwickelt wurde. Wo er Reiten gelernt habe, fragte ihn der Herzog. Die Venezianer ſeien ja gewöhnlich des Reitens unkundig. Er ſei mit dem edlen Herrn Manin in Holland geweſen, als dieſer dort vertretender Geſandter war. Dann erzählte der Herzog von dem ehrenwerten Kanzler Herrn Hieronymus von Grapendorf, der ihm ſtets von neuem verzweifelte Briefe ſende, daß er doch zurückkehren möge. „Als ob man mir keine Freude gönne", meinte Georg Wilhelm und ſprach weiter von der Stadt Hannover; von dem grauen Schloß mit den grün gedeckten Türmen am Ufer der Leine; von der weiten, endlos weiten Heide, die jetzt blühte in der Farbe der Gewänder des Patriarchen von Venedig; von der Jagd in der Göhrde,

wenn die Tannen ihre weißen Schneeröckchen tragen, und von seiner zurückgelassenen Geliebten, die zurzeit im Kloster Lüne als Gast einer Chanoinesse weilte, buntfarbige Stickereien anfertigte und ihm jede Woche einen rührseligen, langweiligen Brief schrieb.

„Haha", lachte er, „was sie wohl sagen wird, wenn ich diese Tizianstochter mitbringe. Ich freue mich ordentlich auf den Kampf. Die Doberthin ist nämlich so schwerfällig, daß ich sie auf andere Weise nicht los werde."

Diese Worte bereiteten dem Pagen fast ein heimliches Entzücken. Wie er sich groß vorkam! Er wußte mehr als der Herzog. Er fühlte sich selbst als Vorsehung — er war stolz auf die großen Ereignisse, die er in die Welt bringen sollte.

Am Abendhimmel tauchten die Türme von Padua auf; im Norden der Stadt die Eremiti, im Süden die drei Flachkuppeln von San Giustina; beide Bauten wurden jedoch von den sechs gewaltigen Kuppeln der Antoniuskirche, die mitten in der Stadt lag, überragt.

Der Herzog ließ sich von Stechinelli die Bauten bei Namen nennen. Für die Fresken des Giotto, die der Page erwähnte, hatte Georg Wilhelm wenig Interesse; weit mehr fesselte ihn die Mitteilung, daß sich in Padua auch ein Reiterstandbild befände. Als Hannoveraner liebte er die Pferde, und es war sein Wunsch, dereinst selbst einmal zu Pferde verewigt zu werden, wie Colleone, Gattamelata oder Can Grande.

Der Amans Dux, der ab und zu nach einer Biegung des Weges seiner Geliebten zuwinkte, dachte nicht im entferntesten daran, daß sie seinen Begleiter an die Seite des Reisewagens wünschte. Als sie dann sah,

daß der Herzog ſich den ganzen Tag mit Stechinelli weiter unterhielt, gab ſie dann auch ſchließlich dieſen Wunſch auf. Aber ſie fühlte ſich nicht mehr ganz verlaſſen und unglücklich. Wie reizvoll war dieſer ſiebzehnjährige Jüngling! In ihr, die von allen Genüſſen Venedigs ermüdet war, regte ſich ein Gefühl der Mütterlichkeit für den Pagen. Sie hatte das Empfinden, daß ſie ihn beſchützen müſſe, daß ſie dort im Norden ein wenig für ihn ſorgen könnte. Sie dachte auch ſchon nicht mehr mit einer ſo grenzenloſen Freude an den Tag, an dem ſie von Hannover nach Venedig zurückkehren würde. Sie begann, wie es ernſthaften Reiſenden geziemt, das, was ſie ſah, ruhig in ſich aufzunehmen, ohne daß ſie freilich verhindern konnte, daß die Dinge wie Schatten an ihr vorübergingen. — Langſam rückte der Zug der Stadt Padua näher. Die Dämmerung huſchte bereits über die Dächer, als er durch das Nordoſttor bei der Kirche der Eremiten in Padua einrückte.

Am Tore empfing eine Deputation den Herzog. Durch die engen holperigen Straßen ging der Weg zum Palazzo del Capitanio, vor deſſen Portal Fackelträger zum Empfang bereit ſtanden. Als Georg Wilhelm vom Pferde geſtiegen war, kam der venezianiſche Gouverneur, ein junger, lebhafter Mann, Neffe des Dogen Moroſini, langſam die Treppe herab und bewillkommnete den Herzog im Namen der Republik. Das Gefolge zog ſich ſogleich in die Gemächer zurück. Seine fürſtliche Gnaden würden allein mit dem Gouverneur ſpeiſen, hieß es.

Das waren die Eindrücke, die Maria an dem Tag der Ausreiſe noch geblieben waren. Eine kleine Paduanerin war ihr als Zofe zugewieſen worden, und

ſie war faſt erſtaunt, als ſie plötzlich dieſes halbe Kind mit ihren Sachen umgehen ſah. Sie ließ die Kleine aber weiter hantieren und ging zu Bett. Sie ſah noch vom Bett aus, wie das matte Licht der beiden Kerzen auf dem Kamin das große, gekalkte Zimmer größer erſcheinen ließ, und wie die Kammerzofe durch ihre Kleinheit und Beweglichkeit dieſen Eindruck noch verſtärkte.

Dann ſank ſie in eine Art von Halbſchlaf, aus dem heraus ſie die Mitteilung der Zofe, daß die Lichter gelöſcht ſeien, und daß ſie der Herrin eine gute Nacht wünſche, nur mit ein paar unverſtändlichen Tönen beantwortete. Sie ſah ſich im Geiſte in Venedig, in der Markuskirche, wo ihr ein junger Mann allerlei Artigkeiten ſagte. Der Edelmann trug die Züge Stechinellis. Sie lächelte. Dann wachte ſie plötzlich auf. Sie hörte den Fußboden knarren. Der Herzog war ins Zimmer getreten.

Da empfand ſie zum erſtenmal eine Abneigung gegen ihn, und ſie erwiderte ſeine Küſſe nicht. Rechenſchaft über dieſes Gefühl wußte ſie ſich nicht zu geben, und ſie ſchob es ſchließlich auf ihre Müdigkeit. Der Herzog bemerkte es nicht. Als er ſie verlaſſen hatte, ſank ſie in einen tiefen Schlaf mit wirren Träumen, in denen Stechinellis Bild immer wiederkehrte.

Am nächſten Morgen reiſten ſie in der Frühe nach Verona weiter, wo ſie zum letzten Male Gäſte der erlauchten Republik ſein ſollten. Wieder ging der Weg durch die braune Ebene Norditaliens, und wieder ſaß Maria Mattérbo in ihrem Reiſewagen, aber trotzdem ſie ſo ſchwer und wirr geträumt hatte, war doch alle Trübſal von ihr gewichen. Sie ſang leiſe vor ſich hin, kleine Kanzonen, und ihr Blick ſuchte in der Ferne

immer wieder die weiße Feder, deren Leuchten ihr wie ein Gruß war. Diese Feder hatte etwas Suggestives. Ihre Weiße, die schmeichelnde Elastizität, das Reizvolle, was in der schönen Schwingung lag, und dennoch die Zügelung durch die Agraffe — all das ließ sie mit dieser Feder ihren Träger vergleichen. Wie weich, wie zart er war in seinen Worten! — So ganz anders als der Herzog, der starr sein konnte wie sein Reiherbusch auf dem Reisehut. Der konnte häßliche Worte brauchen und sie beiseite schieben, wenn ihm ihre Zärtlichkeiten nicht behagten. Sie gedachte der jugendlichen Trostgründe, die ihr Francesco am ersten Reisetage gesagt hatte. Sie hatte sich getröstet gefühlt, nicht, weil sie die Gründe als stichhaltig erachtet hatte, sondern weil seine kräftige, reizvolle Begeisterung ihr die innere Heiterkeit wiedergegeben hatte. Und nun sehnte sie ihn herbei. Immer stärker wurde dieses Sehnen bei der langen Einsamkeit der Fahrt, und immer lebhafter beschäftigte sich ihr Geist mit dem Pagen. Das Bewußtsein, daß sie auf lange Zeit hinaus keinen der eleganten und feinen Venezianer wieder sehen würde, ließ sie sich immer mehr an den Pagen anklammern. Stechinelli, Francesco Maria Capellini Stechinelli! Der Name umgab sie zuletzt wie ein Schleier. Sie sah die Welt, übersonnt und strahlend, aber sie sah sie jetzt nur noch durch Francesco Stechinelli.

Sie merkte selbst, daß sie anfangs zitterte, wenn er eine Gelegenheit ausfindig gemacht hatte, um neben ihrem Reisewagen ein Stück des Weges zurücklegen zu können: allmählich überließ sie sich ganz dem Genuß des Zusammenseins. Wie ein Strom junger Lava floß der Reiz seiner Gegenwart durch ihren

Körper; sie hätte sich winden mögen vor zitternder Erregung. Die Worte quälten sich von ihren Lippen, wenn er sie etwas fragte, und sie ihm zögernd Antwort gab.

Dann sah er sie wohl lange, lange an, mit den großen, abgrundtiefen Augen, daß sie die Blicke in den Schoß senkte und rot wurde, wie die großen Rosen von Jaffe, die an den Fenstern der venezianischen Paläste blühten. Nun blickte auch Francesco Stechinelli beiseite; er sah zwischen den Ohren seines Pferdes hindurch auf die gelbbraune, staubige Landstraße und biß sich auf die Lippen.

Des Abends in Verona verschloß Maria Mattérbo ihr Zimmer, und als der Herzog ungeduldig klopfte, sagte sie ihm, sie könne nicht öffnen, sie sei krank. Sie sah in der Tat am nächsten Morgen bleich und übernächtigt aus, so daß Georg Wilhelm, der spät in der Nacht noch in ein verrufenes Spielhaus gegangen und selbst ermüdet war, den Befehl gab, man wolle noch einen Tag in Verona bleiben und erst am nächsten Morgen die Weiterreise antreten.

Gegen Mittag beschloß Maria Mattérbo einen Spaziergang zu machen. Sie verließ den Palazzo de Consiglio, den der Herzog samt seinem Gefolge bewohnte, und ging langsam durch die belebten Straßen über den Domplatz. Dann schlenderte sie an dem Ufer der Etsch entlang und setzte sich nach einiger Zeit auf die Steinbrüstung. Sie starrte auf den gelben, mageren Fluß, und ihre Gedanken wanderten ohne aufzuhören in demselben, gleichen Kreis.

Es war ihr ganz klar geworden, daß sie Stechinelli liebte, liebte mit der ganzen, großen Leidenschaft

ihrer dreiundzwanzig Jahre, liebte mit einer Glut, die sie erschreckte, einer Glut, die den Frauen eigentümlich ist, die die wahre Liebe erst kennen lernen, wenn der Genuß schon längst den Reiz der Neuheit verloren hat. — Eine furchtbare, bleiige Trauer zerriß ihr Herz, als sie an dem kahlen Ufer der Etsch hockte und die dünnen Wasser an ihren Blicken vorbeiziehen ließ. Ja, ja, ja — sagte sie sich dort — ich lebe nur dadurch mit ihm zusammen, daß ich die Geliebte dieses albernen Herzogs bin. Wenn ich davonlaufe, dann verlasse ich auch ihn, ohne den ich nicht leben kann.

Wenn man jung ist, glaubt man leicht, daß man ohne einen bestimmten Menschen nicht mehr leben kann. Sie sind zu bedauern, die Kühlen, Allzuweisen, die das nie geglaubt haben. Deshalb sind sie auch sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden, und als solche konnten sie die Ausdehnungsmöglichkeit der menschlichen Seele nie begreifen. Sie sind nie „über die gewellten Hügel des Hochgenusses gewandert"; die Ölschicht, die auf ihrer Seele lag, hat die Wogen der Leidenschaft niemals sich auftürmen lassen. Sie sind stets hochgeachtete Mitbürger gewesen, sie haben hochgeachtete Mädchen geheiratet, als ihre Haare spärlich wurden. Und sie haben für dieses Bedauern ein wohlwollendes Lächeln, das Lächeln der Leute in „gut bürgerlicher Position." Sie werden ein hochgeachtetes Begräbnis bekommen mit vielen Kränzen und Reden, daß ihre Frauen von diesem großartigen Begräbnis noch ihr ganzes Leben lang sprechen werden, ohne zu bedenken, daß es in jeder Stadt täglich so ein Begräbnis gibt.

Wie konnte sich aber die dreiundzwanzigjährige

Maria Mattérbo das alles ſagen? Sie ging nach einiger Zeit langſam weiter, an der Riva San Lorenzo entlang, an den kleinen Geſchäften vorbei, bis ſie endlich, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, vor der Auslage eines Goldſchmiedes ſtehen blieb. Sie achtete ſelbſt erſt darauf, als der alte Meiſter heraustrat und höflich fragte, was die Signorina zu kaufen wünſchte.

An Schmuckſtücken hatte Maria übergenug. Die kleinen italieniſchen Höfe, die Venezianer und nicht zuletzt der Herzog ſelbſt hatten ſie mit Koſtbarkeiten überſchüttet. Da ſie nun aber ſchon einige Zeit lang vor den Schätzen geſtanden hatte, ſchämte ſie ſich, wegzugehen; nicht etwa, weil es eine Schande geweſen wäre, nichts zu kaufen, ſondern weil ſie Geld in der Taſche hatte. Sie fühlte ſich verpflichtet, dem Ärmeren von ihrem Überfluß zukommen zu laſſen.

Ihre Augen glitten über die Käſten der Auslage. Plötzlich blieb ihr Blick an einem Stück hängen. Es war ein kleiner Dolch, deſſen Silbergriff eine Venus darſtellte, und deſſen dreieckige Klinge fein ziſeliert war. Die Scheide hatte die Geſtalt einer nach unten ein wenig verlaufenden, joniſchen Säule, um die ſich Feſtons und Girlanden ſchlangen. Maria wurde mit dem Alten bald handelseinig. Sie zahlte die geforderte Summe, ohne zu feilſchen und ſteckte den erworbenen Dolch in ihren Gürtel.

Als ſie weitergehen wollte, legte ſich leiſe eine Hand auf ihren Arm.

„Wozu kauft Ihr einen Dolch, ſchöne Maria Mattérbo?“ — Maria ſchrak zuſammen, als ob ſie bei der Begehung eines Verbrechens abgefaßt ſei. Ihre Kniee zitterten, und die Waren des Juweliers begannen vor ihren Augen zu kreiſen.

„Warum kauft die ſchöne Maria Mattérbo einen Dolch?“ fragte die Stimme wieder. Maria wußte, wer ſie fragte. Sie kannte die weiche, ſchmeichelnde Stimme, die Stimme des Francesco Stechinelli.

„Quält mich nicht, Don Francesco“, ſagte ſie plötzlich, und dann ſtürzten aus ihren Augen die Tränen, unaufhörlich.

Francesco bot ihr den Arm. Sie ſtützte ſich auf ihn und ging langſam mit dem Geliebten am Ufer entlang, bis zum Caſtel Vecchio. Ein alter Wächter ſonnte ſich im Hofe und ließ das Paar ungehindert den Turm beſteigen.

Der Mittag träumte über Verona. Über den flimmernden Dächern der Stadt lag die noch lichter, ſilbriger flimmernde Luft. — Die Etſch, die zwei Seiten dieſes Stadtdreiecks umzieht, blitzte ſchmerzhaft hell durch die Türme und Mauern. Nicht allzuweit unterhalb des Kaſtells dämmerte das gewaltige Amphitheater.

Stechinelli ergriff die Hand Marias. „Warum habt Ihr Euch den Dolch gekauft, Maria?“

Da war es mit der Faſſung Marias vorbei. Sie ſank auf die Steinbank hin und ſchluchzte ſo unaufhörlich, daß Francesco, von einer augenblicklichen Gutmütigkeit getrieben, den Arm um ſie legte, um ſie zu tröſten und zu ſtützen.

Als er das Zittern ihres weichen Körpers an ſeinen entblößten Unterarmen ſpürte, kroch die Begierde in ſein Herz. Seine kalten Erwägungen, mit denen er bis jetzt ein kurzweiliges Spiel getrieben hatte, traten gegen ſie völlig zurück. Er gab ſich dieſer Woge der Leidenſchaft mit jugendlichem Entzücken hin; er ſchob den Gedanken an ſeinen Eid beiſeite,

und genoß nur das ſtolze Empfinden, daß er ſeinem eigenen Herrn die Geliebte abſpenſtig gemacht habe.

„Liebe, liebe Maria! Sei nicht traurig", flüſterte er.

Voll von Zärtlichkeit küßte er die Unglückliche immer wieder. Er beobachtete, wie ſeine ſchönen Worte und Beteuerungen auf ſie wirkten; er beobachtete ſich ſelbſt, wie man einen Schauſpieler beobachtet, ſich von ihm hinreißen läßt und trotzdem ſein Spiel kritiſiert.

Maria wurde von Francescos Liebesgeſtändnis wie von Blütenflocken umfangen. Sie hatte ſich nie ſo fern allem Irdiſchen gefühlt, nie ſo erhaben über die Dinge dieſer Welt. Eine Jugenderinnerung flatterte ihr durch den Kopf, aus der Zeit, als ihr Vater, der Seidenhändler, noch lebte. Da hatte ſie ſich einmal in Meſtre unter die Mauer eines Gartens gelegt, über die blühende Roſenbüſche lugten. Ein weicher Wind war durch die Roſen geſtrichen, ſchmeichelnd, berauſchend, und die Blätter waren niedergeſunken und bedeckten mit duftender Kühle ihr heißes Kindergeſicht. Sie hätte ſich hinlegen mögen, mit weitausgebreiteten Armen und hätte flüſtern mögen: „Neige dich über mich, Geliebter, und ſprich mir von deiner Liebe."

Er ſprach und flüſterte, er fand Sätze voller Phantaſie und Begeiſterung. Er berauſchte ſich an der Schönheit der Frau, an der Weihe der Stunde, an der Gewalt ſeiner eigenen Worte. Schließlich glaubte er ſelbſt, was er ſagte — und Maria genoß ſeine ſtrahlenden Worte, wie eine Gefangene, die nach langer Leidenszeit zum erſtenmal die Sonne wieder ſieht.

Spät in der Dämmerstunde, als das Abendrot in der Richtung über Venedig stand, verließen sie den Turm. Das ist die Stunde, in der das weiße Licht des Tages und das blaue Licht der Nacht sich vermählen. Der goldene Abendstern gibt sie zusammen.

Sie wanderten still durch die dämmerblauen Straßen von Verona. Die Paläste, die von der Vergangenheit sprachen und von der Gegenwart schwiegen, horchten dem Liebesgeflüster dieses jungen Paares. Es sprach lange und lebhaft. Schließlich hatte Maria sich von dem, was Francesco sagte, überzeugen lassen. Er holte sofort zwei Männer aus einer Spelunke, denen er je eine Zechine gab, und die er bat, mitzukommen. Die vier betraten ein Seitenhaus der Kirche San Giovanni di Fonte, in dem der Vikar, Don Chrisostemo, wohnte.

Don Chrisostemo saß an seinem Arbeitstische, bei einer Öllampe und hatte das kurzsichtige Auge über ein gemaltes Manuskript gebeugt. Er entzifferte eine Urkunde aus der Hohenstaufenzeit und sah sich nicht um, als seine alte Schwester einige Menschen in das Arbeitszimmer hineinließ. Bettler aus der Vikarie, dachte er und versuchte mit Hilfe eines Vergrößerungsglases zu erkennen, ob das Wort, das halb verlöscht war, „capitaneo“ oder „capitolio“ gehießen habe.

„Was wollt ihr, meine Freunde?“ sagte er, während er den Hals lang reckte und suchte, ob er Spuren der L-Schleife finden könnte.

„Ich erkläre meine Eheschließung mit der hier gegenwärtigen Maria Mattérby“, sagte Francesco hastig.

„Ich erkläre meine Eheſchließung mit dem hier gegenwärtigen Francesco Maria Capellini Stechinelli", ſchloß ſich Maria an.

Der Vikar hatte ſich langſam erhoben. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geiſtes. Amen. So erkläre ich euch nach den Vorſchriften unſerer heiligen Mutter, der Kirche, die ſie auf dem Konzil zu Trient gegeben, als rechtmäßig vermählte Eheleute."

Die zwei Zeugen ſahen ſich ſtarr an. Dann grinſten ſie. „War das rechtmäßig?" fragten ſie den Vikar, nachdem Francesco eine Münze auf den Tiſch gelegt und das Paar nach kurzem Gruß das Zimmer verlaſſen hatte.

Der Vikar nickte. „Es iſt zwar ſeltſam, aber ſie ſind rechtmäßig vermählt nach dem Rechte unſerer heiligen Mutter, der Kirche."

Nun begannen für Francesco die Tage höchſten Reizes. Genuß und Begehren, Begehren und Genuß wechſelten in ſüßer Gleichmäßigkeit, und der Gedanke an ſeinen Eid blieb unter ihnen verborgen. Francesco lachte heimlich, wenn er den Herzog ſah. Du Narr, dachte er wohl, du begreifſt es freilich nicht, warum deine Geliebte dich beiſeite geſchoben hat! Und er fühlte ſich vom Schickſal ausgezeichnet, wenn er ſeinen Herrn beobachtet, der mit verbiſſenem Geſicht durch die langen Korridore der Reiſequartiere wandelte und mit Blumen oder Schmuckſtücken verſuchte, die Gunſt der Maria Mattérbo zurückzuerlangen.

So ging es einige Tage. Ganz langſam, nach wildeſter Verzückung, überkam ihn aber wieder der Gedanke an ſeinen Eid. Wenn das Schickſal dich ſo ausgezeichnet hat, wird es dich nicht fallen laſſen,

wenn du seine Bedingungen nicht einhältst? Und diese Erwägung nahm ihn mit immer stärker werdender Heftigkeit gefangen, je mehr seine Sinnenglut gestillt wurde. Als der Zug Rovereto erreicht hatte, stieg er langsam und müde vom Pferde. Er schlich ebenso traurig wie der Herzog durch den Säulenhof des Stadthauses, und die Gedanken kreuzten sein Hirn, wie jagende Schwalben. Schließlich suchte er mit Gewalt diese Gedanken zurückzudrängen, aber sie kehrten wieder, mit sicherer Gleichmäßigkeit, so sehr er auch dagegen anging.

Maria war diese Depression nicht entgangen. Als man ihm sein Zimmer angewiesen hatte, trat sie plötzlich in den Raum. Sie sah, daß er am Fenster stand und hinausstarrte auf die Straße. Als er sie eintreten hörte, wandte er sich jedoch mit einer plötzlichen Anstrengung um und versuchte zu lächeln.

Seine Frau ging auf ihn zu und legte ihm die Hände auf die Schulter.

„Francesco, nur Ehrlichkeit will ich. Wenn zwischen uns beiden keine Ehrlichkeit herrscht, dann sind wir verloren. Sag mir, was dich quält."

Er schüttelte den Kopf. „Nichts, Maria, was von Bedeutung ist."

„Bitte, Francesco, ich will es wissen. Du marterst mich mit diesem stillen Leiden."

„Laß nur, Maria."

„Nein, ich lasse es nicht. Du mußt es sagen."

Sie führte ihn an der Hand, setzte sich in einen großen Stuhl, und er kauerte sich wie ein Kind dicht an sie.

„Nun sag es mir, mein lieber Junge."

Da konnte er nicht widerſtehen. Leiſe, ruckweis, brachte er das Geſtändnis vor. Er erzählte von ſeinem Ehrgeiz, von ſeiner Sehnſucht, mit dem Herzog nach Norden zu ziehen, um dort Ehre und Anſehen zu erwerben, von dem furchtbaren Eid, den ihre Mutter ihm abgenommen hatte, und ſchließlich von ſeinen Qualen, die ſein Daſein verdüſterten.

„Du gutes Kind", ſagte Maria leiſe.

Francesco lebte wieder auf, als er ihre Stimme hörte, und er begann, neue Pläne zu entwickeln. Er ſprach davon, daß beide zum Proteſtantismus übertreten wollten.

Aber Maria ſchüttelte den Kopf.

„Nein, Geliebter. Wenn du auch der Madonna entfliehen kannſt — der Fluch des Meineides wird dir doch in den anderen Glauben folgen."

„Laß mich meineidig ſein, ich liebe dich — ich liebe dich", ſchluchzte er und preßte ſeine Lippen an die ihren.

Maria ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und ſchwieg.

Am nächſten Tage war der Zug bis nach Trient gelangt. Der Herzog wollte dem Fürſtbiſchof Grafen Lerma keine Aufwartung machen; er haßte den Kleriker, weil dieſer ſeit langem verſuchte, den zweiten Bruder des Herzogs, Herzog Johann Friedrich, für die katholiſche Lehre zu gewinnen. Georg Wilhelm hatte daher ſeinen Leuten ſtrengſtes Schweigen über ſeine Perſon auferlegt; er reiſte als Herr von Kahlenberg und ſtieg im Gaſthaus am Domplatz ab. Am folgenden Tage ſollte die Reiſe ſogleich weitergehen.

Francesco hatte an dieſem Morgen durch ſein Bekenntnis für kurze Zeit ein Gefühl der Ruhe er-

langt. Er hatte Maria auf dem Marsch freundlich angesehen, ihr zugenickt und war dann wieder an die Spitze des Zuges geritten. Während des ganzen Weges waren die Gedanken wieder über ihn gekommen, mit einer quälenden Heftigkeit. Er sah sich vorläufig außerstande, den Befehl des Schicksals auszuführen. Er hatte mit sich gerungen wie ein Verzweifelter, daß ihm selbst Georg Wilhelm seine Verstörtheit anmerkte. Und schließlich war er zu der Überzeugung gelangt: Dann muß ich eben scheitern, wie ja vor mir schon so viele gescheitert sind. In Trient hatte er sich bald in sein Zimmer zurückgezogen und die Nacht in Grübeln zugebracht.

Am nächsten Morgen wollte die Kavalkade früh aufbrechen; aber Maria fehlte. Der Herzog, der bereits im Sattel war, schickte Francesco hinauf, er solle Maria zur Eile antreiben. Francesco hoffte, von den Lippen seiner Gattin den Morgenkuß zu erhalten, und eilte die Treppe hinauf. Aber niemand antwortete auf sein Klopfen — er klopfte heftiger. Kein Laut. Schließlich riß er die Tür auf.

Da lag Maria Mattérbo tot in ihrem Bette. Sie hatte sich den Dolch, den sie damals in Verona gekauft hatte, ins Herz gebohrt.

Francesco fühlte, wie Eiseskälte ihn erfaßte. Er stürzte an das Fenster und rief die Nachricht in den Hof hinunter. Trotz alles Schauers, trotz aller Verzweiflung sah er sich rasch im Zimmer um. Ehe der Herzog oben anlangte, vermochte er noch einen Zettel an sich zu nehmen, in dem Maria ihn mit rührenden Worten ihrer Liebe versicherte. Aber, so schrieb sie, da sie erkannt habe, daß seine Liebe zu groß sei, als daß er den Befehl der Madonna ausführen könne,

wolle sie ihm helfen; damit sei sein Eid hinfällig geworden, und er könne glücklich werden.

Nachdem Francesco diese Zeilen gelesen hatte, glaubte er, daß sich die Trauer wie etwas Furchtbares auf ihn niederließ. Sein ganzer Organismus war davon erfaßt und er weinte an der Leiche, bis ihm die Tränen versiegten.

---

# Barbara Buccolini



Digitized by Google

## IV

Am Mittage des Tages, an dem Maria Mattérbo freiwillig von dieſer Welt gegangen war, hatte ſich der Herzog doch endlich zur Abreiſe entſchloſſen. Er war durch den plötzlichen Tod ſeiner Geliebten erſchüttert; ihn quälte der Gedanke, daß er ſchuld ſein möchte an ihrem tragiſchen Ende. Er dachte immer wieder an ihre plötzliche Zurückhaltung, und er vermutete einen urſächlichen Zuſammenhang zwiſchen ihrer merkwürdigen Scheu in der letzten Zeit und ihrem gewaltſamen Tode. Aber er war ein Mann in der Hochblüte der Jahre, ein Mann, der den Tod weniger fürchtete, wenn er ſich an *ihn ſelbſt*, als wenn er ſich an einen der *ihm Naheſtehenden* heranmachte. Inſonderheit hatte er eine Abneigung vor Leichenfeiern und Beſtattungen, eine Abneigung, wie ſie geſunde Menſchen häufig in ausgeſprochener Weiſe gegen dieſe Epikriſen des Lebens zu haben pflegen.

Und ſo nahm der Herzog das Anerbieten ſeines Pagen Stechinelli, für eine würdige Beſtattung ſorgen zu wollen, gern an und gab ihm Vollmacht, alles auf das Glänzendſte zu beſtellen. Stechinelli ſollte dann in München den Zug wieder einholen, wo dieſer eine dreitägige Raſt machen wollte.

Francesco war von anderer Gemütsart als der Herzog. Nicht etwa, daß er die Leiche seiner Gattin durch abstoßende, pompöse Feierlichkeiten schleppen wollte. Aber er war jung, und er empfand in dem völligen Auskosten eines Unglücks ein Gefühl der Befriedigung. Er wunderte sich schließlich über sich selbst, daß er mit völliger Ruhe den Dolch aus dem Herzen der über alles geliebten Frau gerissen und mit Umsicht für die Beisetzung Sorge getragen hatte. In ihm war die öde Größe einer Winternacht, die kein Sternenlicht durchleuchtet. Als er mit dem Küster in der Kirche Santa Maria Maggiore den Platz aussuchen wollte, wo der Körper der Geliebten ruhen sollte, fiel ihm ein großes Grabmal auf, in den edelsten, klassischen Formen gehalten, das in die Wand eingelassen, aber nicht benutzt war. Auf seine Frage, welche Bewandtnis es mit diesem Grabmal habe, erwiderte der Küster, der Fürstbischof Graf Lerma habe es errichten lassen. „Für wen, weiß man nicht; jedenfalls nicht für sich selbst. Die Fürstbischöfe werden alle im Dom beigesetzt."

„Das ist ja sonderbar", antwortete Francesco, um irgend etwas zu sagen, denn im Grunde interessierten ihn die Ausführungen sehr wenig.

„Ja", fuhr der Küster fort, „die Leute sagen, es sei für seinen Vater. Wenn er ihn in die Hände bekommt, will er ihm den Kopf abschlagen lassen."

„Warum?"

„Ja, sie beide stammen von Turin; beide waren am Hofe, und beide liebten die Prinzessin Adelheid von Savoyen. Der Sohn mit weltlicher, der Vater

mit geistiger Liebe. Aber die Prinzessin wurde die Geliebte des Sohnes, unseres Fürstbischofs. Das hat den Vater tief geschmerzt, denn er ist ein treuer Sohn der Kirche. Er ist außer Landes gegangen. Aber die Prinzessin ist ja auch nach Bayern verheiratet."

Francesco nickte nur; seine Gedanken waren bei Maria. Er suchte mit großer Sorgfalt den Platz in dem östlichen Chor aus, unter dem Bilde des Konzils. Von einem prunkhaften Epitaph nahm er Abstand. Nur seine Liebhaberei, überall sein Wappen anzubringen, trat hier zuerst zutage. Vielleicht schien es ihm auch eine Schmach, ganz zu verleugnen, daß Maria seine ihm rechtmäßig angetraute Ehefrau gewesen war. Er beauftragte daher den Steinmetzen, den er zu einer Besprechung hatte kommen lassen, auf die große Schlußplatte das Wappen der Capelli, den breitrandigen Hut zu meißeln, mit der Unterschrift:

MARIA: HIC. JACET, QUAE. AMABAT. ME.

Die irdischen Überreste der Maria Mattérbo waren mit dem Pomp beigesetzt worden, dessen Entfaltung sich in der Zeit der Renaissance entwickelt hatte, und der dann entartet war. Stechinelli, der hinter einem verschnörkelten Barockepitaph stand, verfolgte die Handlung, und er machte sich bittere Vorwürfe, daß er all das, was dort am Altar vorging, mit einer kalten Aufmerksamkeit begleitete, wie man etwa ein Schauspiel zu beobachten pflegt. Er suchte sich durch innere Vorwürfe zu einer tiefen Trauer zu zwingen; aber die sinnlich wahrnehmbaren Dinge leiteten ihn immer wieder ab. Er sah die schwarzen Gewänder der Priester und Knaben, die sich wie

Schatten in dem weichen, gelben Lichte der dicken Kerzen bewegten; er hörte das Klappen der Weihrauchschalen, die vor dem Altare gefüllt wurden, und er sog den süßlichen Duft des Räucherwerkes ein, das die große Müdigkeit eines alten, zu alten Kults bekundete. Niemals war er sich so klar geworden, wie die Kirche einzig und allein auf die Sinne wirkt: auf das Gesicht, den Geruch und das Gehör; daß man da, wo man mit Vernunftsgründen nicht trösten kann, durch ein weitaus bequemeres Mittel zu trösten versucht, durch die Ableitung der Sinne.

Er sah den Prunksarg, mit den silbernen Füßen und Beschlägen, den Sarg, auf dem das Wappenschild der Capelli-Stechinelli lag. Er beobachtete, wie die Trabanten den schweren Sarg auf die Bretter über der Gruft setzten, und wie die Bretter, während die Last auf den straffgezogenen Tauen schwebte, rasch weggenommen wurden. Dann sah er, wie diese schwarze Masse auf den Tauen schaukelte und die Diener sie langsam in die Tiefe hinabließen.

Als sein Blick nur noch das Wappenschild umfaßte, trat er vor. Er ging stolz und aufrecht durch die Reihen und er hörte nicht auf das leise Geflüster der Umstehenden. Langsam beugte er das Knie und umfing den Sarg mit seinen Blicken. Dann durchzuckte ihn das Weh plötzlich wieder mit großer Heftigkeit. Große Tränen rannen über das junge, schöne Antlitz. Sein Leid war jetzt weit ausgespannt. Er glaubte, daß es bis zu den Sternen reichte, und daß nur die eine Frage es begleitete: Warum hast du mir das getan?

Nun stand er auf. Er hörte noch den Segen des

Prieſters, aber es klang wie von fern, aus einer anderen Welt. Er verließ die dämmerige Kirche und trat hinaus auf den Platz, der in der grellen Sonne des Mittags vor ihm lag. Noch nie war ihm die ſchauerliche Einſamkeit ſo entgegengetreten, wie auf dem von der brennenden Sonne beſchienenen Platze. Die Fenſter der Häuſer waren mit grünen Jalouſien dicht verſchloſſen; erbarmungslos prallte das Sonnenlicht auf die weißen Kalkwände, aber es fand keine entgegenkommende Farbe, die geneigt geweſen wäre, die zitternden Wogen aufzuſaugen, ſondern nur das eintönige Weiß dieſer Mauern. Daher wichen die Strahlen nach dieſem vergeblichen Angriff zurück und irrten in flimmernder Helligkeit über dem öden, menſchenleeren Platze.

Francesco ging in dieſes Gewirr von Glut und Sonne, planlos, gedankenlos, ohne Ziel. Er ſchritt am Dom vorbei, durch dieſelbe troſtloſe Einſamkeit der Piazza Grande und ſchlich ſchließlich zum Caſtello del Buon Conſiglio, in deſſen Hof er aber nicht eingelaſſen wurde, weil der Fürſtbiſchof Graf Lerma gerade eine Ausfahrt unternehmen wollte. So kehrte er dann wieder in der Hitze um und achtete nicht darauf, daß die goldene Kaleſche des Kirchenfürſten mit den vier koſtbaren Iſabellen an ihm vorüber jagte, daß ſich ihm der ſchöne Kopf des Purpurträgers einen Augenblick intereſſiert zuwandte und daß die feinen Lippen dem Begleiter etwas Eiliges ſagten.

Abends in ſtiller Abgeſchloſſenheit des Zimmers blätterte Francesco ein wenig im Dante. Er ging dann noch in ſpäter Stunde, als die Abendkühlung ſich Bahn gebrochen hatte, durch die hohen weißen Straßen, in

deren Häuſern die Hitze noch hockte, zu den Prieſtern und zu all denjenigen, in deren Schuld er für ihre Beihilfe zu dem traurigen Liebesdienſt ſtand, der den irdiſchen Reſten ſeiner Gattin erwieſen war. Er beglich dieſe Schuld. Er trieb die Steinmetzen zu raſcher Arbeit an; dieſe verſprachen ihm auch, bis zum nächſten Morgen die Grabplatte, die jetzt ſchon faſt beendet war, fertigzuſtellen.

In der folgenden Nacht erſchöpfte ſich ſein Schmerz. Wohl hatte er ſchon drei Nächte hinter ſich, in denen die Tränen ſeine Augen gerötet, drei Nächte, in denen die Hölle alle Teufel der Einſamkeit auf ihn losgelaſſen hatte. Noch aber hatte er Wache halten können an dem Körper der Geliebten, noch hatte er ſich in bitterſtem Schmerz über dieſe ſchönen Überreſte gebeugt. Nun aber war er allein. Der Schmerz irrte umher wie ein Kind, das ſich verloren hat; und wie ein Kind in ſeinem Irren immer wieder auf denſelben Punkt zurückkehrt, ſo kehrte auch der Schmerz auf ſeinen verzweiflungsvollen Irrfahrten wieder zu dem Ausgangspunkte zurück, immer geſteigert durch die offenſichtliche Zweckloſigkeit.

Dieſes Umherirren brachte ihm aber allmählich eine ſchwere Müdigkeit. Der Schlaf nahm von ſeinem Körper Beſitz wie durch einen Handſtreich, und traumlos führte er ihn dem jungen Morgen entgegen.

In früher Stunde war er bereits in der Kirche, wohin er auch den Steinmetzen und ſeine Geſellen mit der Grabplatte beſtellt hatte. Die Leute grüßten ihn ſtill und zurückhaltend, als ob ſie ſich nicht in ſein Leid drängen wollten. Er ließ die proviſoriſche Holz-

verkleidung von dem Grabe nehmen und bat die Leute noch einmal, zurückzutreten.

Francesco hatte seit lange nicht mehr gebetet. Aber hier quollen ihm die Worte empor. Er mußte beten. Er wußte nicht, was er sprach — es waren Worte, Worte — er wußte nur, daß sie in tiefer Glut aus dem Herzen kamen. Und dann empfand er, daß er etwas sagte. Er stockte und wiederholte:

„Ich seh es deutlich: hastend jagt das Leben.
Nur einmal sind wir, werden wir geboren.
Und in mir tönt ein Wort, ein ernstes, leise,
Ein Wort von ihr, die sich jetzt Gott ergeben,
An der die Erde einen Schatz verloren:
Daß hart zerrissen meines Ruhmes Kreise!"

Er hatte das berühmte Sonett Petrarcas gesprochen — das hohe Lied der Resignation.

Nun stand er aufrecht da. Er gab klare und kurze Weisungen, und bald schloß sich der Boden über der Gruft.

Er neigte sich noch einmal und machte das Kreuz. Hic jacet, quae amabat me. Dann schritt er durch die Kirche, ohne sich umzuwenden. Am Portale entlohnte er die Arbeiter, dankte ihnen, schwang sich auf sein Pferd, und bald lag Trient hinter ihm.

Er hatte das berühmte Sonett Petrarcas gesprochen, das hohe Lied der Resignation.

Das Pferd stieg langsam den Bergabhang hinauf, über den der Weg nach Lavis am Ufer der Etsch entlang führt. Francesco sprach leise das Sonett vor sich hin, das er am Morgen in der Kirche geflüstert hatte:

Der Spiegel ſagt die Wahrheit mit Gewalt,
Es ſagt's der Geiſt des Körpers fahlen Bläſſen,
Den Knochen, die einſt Mark und Kraft beſeſſen:
Du kannſt nicht heucheln, Freund, nun biſt du alt.

Gehorche der Natur, ſie heißt Gewalt.
Dich ſtraft die Zeit, willſt du dich mit ihr meſſen. —
Es wird mir vorgeführt, was ich vergeſſen:
Ich bin ein Feuer, das die Flut umkrallt.

Ich ſeh es deutlich: haſtend jagt das Leben.
Nur einmal ſind wir, werden wir geboren,
Und in mir tönt ein Wort, ein ernſtes, leiſe,

Ein Wort von ihr, die ſich jetzt Gott ergeben,
An der die Erde einen Schatz verloren:
Daß hart zerriſſen meines Daſeins Kreiſe.

Und dann ging ein leiſes Lächeln über ſeine Züge. Nein, alt wurde er noch nicht. Durch ſeine Adern jagte noch das rote, heiße Blut, das Blut, deſſen Schäumen die Menſchen eindämmen möchten, die Menſchen, die zu befehlen haben. Das Blut, das erntet, wo es nicht geſät hat, in ſtillen, umrankten Lauben, in einem einſamen, freundlichen Zimmer, auf deſſen Fenſterbänken rote Geranien ſtehen und an deſſen Tür ſich ein zitterndes Mädchen lehnt, das ſeine Hände an das heiße Geſicht gepreßt hat. Dieſes Blut tobte in ihm und lachte ob aller Trauer.

Die Straße überſchritt einen Höhenrücken, von dem aus man Trient noch zum letztenmal erblicken konnte. Francesco wandte das Pferd. Auf den Dächern der Konzilienſtadt lag das erbarmungsloſe

Licht der italieniſchen Sommerſonne. Und dieſes Leuchten, dieſes faſt ſchmerzhafte Strahlen barg ſein Glück — — ſein Alles . . .

Sporen! — Keine Sentiments... ſagte er halblaut. Er nahm ſich feſt vor, den traurigen Gedanken keinen Raum mehr zu geben. Seine Blicke folgten der ſchönen Linie der Berge, und er freute ſich an dem lebhaften Rauſchen der Etſch, da er nur in ſeiner früheſten Jugend, in Rimini, ein ſprudelndes Waſſer geſehen hatte. Ab und zu hielt er wohl und ſtarrte auf den Fluß, der einige Felſen in der Mitte des Waſſerlaufes umbrandete, daß durch ſeine Kraft weiße Schaumflocken nach den Seiten geſchleudert wurden.

Je mehr der Weg talaufwärts führte, je mehr Roß und Reiter auf die Höhe kamen, deſto freier fühlte ſich Francesco. In ſich hatte er ein Gefühl, das ihn trieb: vorwärts, vorwärts! Dort hinauf, auf die Höhen, wo die friſche Luft weht, — wo man tief Atem holen kann, daß die Lungen berſten möchten unter den tiefen Zügen. Teufel, wie wohl das tut, dieſes Pumpwerk Herz einmal wieder in kräftige Bewegung zu bringen! Und dieſer kriſtallklare Äther, in dem die Berge wie hinein geriſſen ſtehen. Dieſe Durchſichtigkeit der Luft, die auf den höchſten Höhen Felſen und Steine erkennen läßt . . . und immer an der Seite das luſtige Klatſch — Klatſch . . . dann wieder dieſes Kichern der kleinen, beiſeite gedrückten Wellen. Herr Gott, ich Francesco Maria Capellini Stechinelli recke die Fäuſte zum Himmel und ſchreie: Ich ſelbſt ſoll leben . . . hoch!! —

Prrrr . . . ein kalter Strahl . . . die Erinnerung taucht auf wie eine Nebelkrähe. Die Schwer-

mut umhüllt ihn wie ein Gewand aus Abendfeuchtigkeit. Aber lange dauert das nicht. Das Waſſer plätſchert ſo hell, die Sonne ſteht im Rücken und brennt den Reiter zeitweilig erbarmungslos auf den Pelz; die ganze Luft iſt mit flatternder Hitze geſättigt.

Gegen Mittag machte er halt. Ein kleines Haus am Wege, das in der Bauart die Mitte zwiſchen deutſchen und italieniſchen Häuſern hielt, ſtreckte das Zeichen des Waſſers und des Feuers, die ineinander geſchobenen Dreiecke mit den parallelen Seiten, einladend dem Reiter entgegen. Er ſtieg ab und warf einem kretinöſen Jungen die Zügel hin. Die Wirtin trat aus der Tür. „Der Herr will ſpeiſen?"

„Ja." Stechinelli lehnte ſich in dem Holzſtuhl, der am Tiſch vor der Tür ſtand, weit nach rückwärts, und ſtreckte die Beine von ſich, wie man es gewöhnlich tut, wenn man lange im Sattel geſeſſen hat. Die Wirtin war eine dumm ausſehende Perſon mit großen, roten Händen; ſie ſetzte ihm eine Schüſſel mit Polenta vor und brachte einen Krug mit rotem Wein. Dann ließ ſie ihren Gaſt allein und ging in das Innere des Hauſes zurück.

Stechinelli ärgerte ſich über die Zurückhaltung der Frau. Er hätte ſich gern unterhalten. Er war deshalb recht froh, als er auf der Straße von Trient einen Reiter kommen ſah, der zwar ein ſcharfes Tempo ritt, aber der beim Näherkommen doch nicht ſo ausſah, als ob er an einem Wirtshaus vorüberginge. Es war ein beleibter Mann in einem dunkelroten Rock mit reicher Goldverbrämung. Der Reiter hielt auch wirklich an und warf ſchon vom Sattel aus einen fragenden Blick auf Stechinelli. Dann hob er ſich langſam und mit Würde aus dem Bügel, ging auf

Francesco zu und verneigte sich. „Ist der Herr von der Begleitung des Herzogs von Hannover?“ fragte er höflich.

„Ja“, erwiderte Stechinelli, „ich bin der Page des Herrn Herzogs.“

Der Rote nickte. „Das ist mir erfreulich zu hören. Ich bin der Kurier des hochwürdigen Herrn Fürstbischofs von Trient. Er hat dieses Schreiben dem Herrn Herzog zugedacht, und er hat bedauert, daß er Seine Fürstliche Gnaden nicht persönlich gesehen hat.“

Der Kurier setzte sich an den Tisch zu Stechinelli, nachdem er ihm das Schreiben übermittelt hatte und unterhielt sich angeregt mit ihm. Er erzählte von Trient, insonderheit von seinem Geschäft. Er sei Tuchfabrikant, aber da jeder Tridentiner im Nebenamte Bedienter oder Soldat des Fürstbischofs sein müsse, so habe er die Stelle eines Kuriers angenommen. Sein Name sei Carlo Berti, und wenn der Junker einmal einen Posten feines Tuch nötig habe, so könne er, Carlo Berti, dieses Tuch weitaus besser und billiger liefern, als jeder Handelsmann der Republik Venedig. Man könnte es ja versuchen.

Francesco dankte und sagte, er wolle das Anerbieten im Auge behalten.

Carlo Berti nickte lebhaft und ließ seinen Nachbarn die Feinheit des roten Tuches fühlen. „Und von diesem Tuch“, setzte er mit hochgezogenen Brauen hinzu, „kosten fünfzig Ellen nur einen Goldgulden. Ist es nicht geschenkt? Gefunden?“

Francesco bestätigte das. Es sei direkt gefunden. Carlo Berti war befriedigt. „Wenn man so etwas findet, Junker, dann hebt man es auf. Denkt daran.“

Und noch, als Stechinelli im Sattel saß und grüßend von dannen ritt, stand der Kurier Seiner Fürstlichen Gnaden auf der Straße, hatte mit zwei Fingern einen Zipfel seines roten Gewandes gefaßt und machte ein Gesicht dazu, wie ein Trinker, der eine Sonderauslese eines Sonderweines aus einem Sonderjahrgange vorgesetzt erhält.

Das Pferd hatte gefressen und ging frisch vorwärts. Gegen Abend wollte Stechinelli noch in Bozen sein. Dort beabsichtigte er die Nacht zuzubringen, um am nächsten Tage den Paß hinauf zu reiten.

Er trabte und ritt wechselweise Schritt, so daß er auf der gutgehaltenen Landstraße rasch vorwärts kam und um die Stunde der Dämmerung in Bozen einritt. Nun war das Pferd freilich müde geworden. Die Eisen klapperten auf dem Pflaster, und das Sattelzeug war bestaubt.

Am Wirtshaus zum heiligen Markus kam ihm schon an der Tür der Wirt entgegen. Er verbeugte sich und sagte, daß es ihm eine besondere Ehre sei, wieder einen Gast aus der hohen Republik zu empfangen. Diese Gäste seien ja gottlob nicht selten, da Bozen ein Hauptstapelplatz für den Warenverkehr nach dem Norden sei. Der Herr würde schon genug von Venediger Herren vorfinden.

Francesco dankte flüchtig und trat die Steinstufen hinauf, die von zwei nach außen gebogenen, auf dicken Steinkugeln endenden Eisenstangen begleitet wurden. Im Hausflur war es dunkel und rauchig; aus einem Schenkzimmer tönte Gewirr und Lachen. Der Wirt ging dienernd hinter dem vornehmen Gaste her und führte ihn mit vielen Komplimenten die Treppe hinauf in den ersten Stock. „Hier, das große Zimmer

ſollen der Herr beziehen.“ Der Raum war behaglich, bis zur halben Höhe mit dunkelem Holz getäfelt, von da ab bis zur Decke mit ſpaniſchen Ledertapeten beſpannt. Die Decke ſelbſt zeigte die ſchwere, drückende Kaſſettierung, wie wir ſie heute wohl noch an den Türen der Barockſchränke bewundern. Ein Viertel des Raumes wurde von dem rieſigen Bett eingenommen, deſſen Pfoſten gewundene Säulen trugen, die wiederum ein breites Dach ſtützten. Tiſch und Stühle waren aus ſchwerem Eichenholz.

Francesco dankte dem Wirt und bat, er möge ihm den Mantelſack vom Pferde ſchicken. Dann unterzog er, wie die Venezianer der Zeit es im Gegenſatz zu den Deutſchen und Franzoſen gern taten, ſeinen Körper einer gründlichen Reinigung; von einer leichten Müdigkeit befangen, legte er ſich ſchließlich ins Bett und nickte ſacht ein.

Als er nach etwa zwei Stunden aufwachte, war es im Zimmer völlig dunkel. Er hörte aber Stimmen vor der Tür, und dann klapperte jemand am Türgriff. Francesco lockerte den Degen, den er neben ſich auf einem Stuhl liegen hatte und zog die halb entblößte Klinge auf die Bettdecke hinauf. Alle Gaſthäuſer waren damals unſicher. Dann horchte er aus der Tiefe dieſes Rieſenbettes heraus und verhielt ſich ſtill.

Die Tür zu ſeinem Zimmer wurde geöffnet, ſo daß der Strahl eines Lichtes von dem Vorplatz in den Raum fiel. Francesco hatte blitzſchnell geſehen, daß ein ſchönes, etwa fünfundzwanzigjähriges Mädchen ſich mit einem etwa ebenſo alten Mann ſehr lebhaft unterhielt; jetzt ſchob der Mann die Frau mit ſanftem Druck in das Zimmer und folgte ſelbſt nach.

„Hier wohnt niemand", ſagt er, „hier ſind wir ungeſtört."

Dann iſt mein Degen allerdings überflüſſig, dachte Francesco, ich ſelbſt freilich auch. Ich werde huſten, dachte er weiter.

Inzwiſchen aber hörte er die erſten Worte des Geſpräches, ſo daß er dieſe Abſicht ſofort vergaß und nur mit lebhaftem Eifer lauſchte.

Beide Eindringlinge waren Italiener und ſprachen lebhaft, ſchnell und überzeugend.

„Was willſt du?" fragte der Mann, „warum willſt du weg? Gut, gehe nächſtes Jahr mit den anderen Komödianten nach Hannover an den Hof des berühmten Herzogs. Aber dieſes Jahr bleibe bei mir."

„Was ſoll ich hier?" erwiderte ſie. „Mich langweilen? Eine Vorbereitung ſein für die deutſchen Kavaliere, die nach Venedig gehen, eine Entwöhnung für die, die zurückkommen? Ich danke. Ich habe mehr Talent, Altar zu ſein als Kirchentür."

Der Venezianer hatte eine Zote auf den Lippen, die er aber unterdrückte, weil ſeine Partnerin heftig fortfuhr: „Der Herzog von Hannover iſt ein feiner Mann, ein liebenswürdiger Mann."

„Du ſcheinſt nicht verwöhnt zu ſein."

„Jedenfalls nicht, was die Männlichkeit anlangt. Liebenswürdigkeiten ſind im Geldverkehr der Liebe Schuldſcheine. Die Hauptſache iſt, daß ſie auch eingelöſt werden. Und was das anlangt, ſo ſcheint der Herzog ein ſolides Bankhaus zu ſein."

„Das kannſt du nicht beurteilen. Du haſt noch nicht in weiterem Geldverkehr mit ihm geſtanden. Mag es auch noch ſo ſehr dein Wunſch geweſen ſein."

Die Schauſpielerin lachte. „Aber kein äußeres Anzeichen der Inſolvenz. Und ſtarke Schuldverſchreibungen ſeinerſeits. Nein, mein Freund: Wir geben heute abend noch die ‚Arbeiten des Heracles‘, und morgen machen wir uns über den Paß auf nach Deutſchland. Im Herbſt wollen wir in Hannover ſein.“

Der junge Mann wurde dringlicher. „Geliebte, geht nicht. Ihr müßt bleiben. Ihr könnt es bewirken, Ihr, die Tochter des Carlo Buccolini, des Direktors dieſer Truppe! Bleibt bei mir in Bozen.“

Aber die Signorina ſchien ſehr wenig Luſt dazu zu haben. „Nein, nein“, ſagte ſie, „ich bin für Hannover.“

„Ihr werdet nicht nach Hannover gehen“, antwortete der Venezianer kurz.

„Und warum nicht?“ entgegnete die Schauſpielerin mit leichtem Trotz.

„Ich werde es zu hindern wiſſen, als Sohn des venezianiſchen Geſchäftsträgers in Bozen.“

Die Signorina lachte. „Dazu müßte wohl ein Grund vorliegen, ſonſt wird der Rat uns die Abreiſe ſchwerlich verweigern.

„Der liegt vor.“

„Nun?“

Der junge Mann ſprach halbleiſe. Stechinelli fühlte, daß er ſeine Lippen ganz nahe an die des Mädchens gebracht haben mußte.

„Ich werde ſagen“, ziſchelte er, „daß heute in der Probe der ehrenwerte Herr Direktor Buccolini eine goldene Halskette als Heracles getragen hat, die auf der Schaumünze das Wappen des Herzogs von Han-

nover zeigte. Seit wann verſchenkt ein Herzog an Komödianten ſchwere, goldene Ehrenketten mit ſeinem Wappen?"

Ein leiſer Schrei flatterte wie ein irrender Vogel durch das Zimmer.

„Schuft", ſtöhnte das junge Mädchen, „der Herzog hat mir die Kette in Venedig geſchenkt."

„Oder", fuhr der Venezianer, ohne auf dieſe Worte zu achten, fort, „wird die Signorina vor dem Richter ſagen, daß der Herzog dieſe Kette etwa ihr als Bezahlung . . . Ihr wißt, daß in Bozen Dirnen härter geſtraft werden, als in Venedig! Nun überlegt, ob Ihr bleibt. Wehe Euch, wenn Ihr mir nicht innerhalb einer Stunde erklärt habt, daß Ihr in Bozen zu verbleiben gedenkt."

Stechinelli hörte, wie der Mann im Dunkeln nach der Tür taſtete; er hörte das Knacken des Schloſſes, und er zuckte inſtinktiv zuſammen, als der Lichtſtrahl von draußen in das Zimmer drang. Dann ſchlug die Tür wieder ins Schloß.

Kaum hatte Francesco gehört, daß das junge Mädchen noch ſchluchzend an der Wand lehnte, als plötzlich ſein Degen, der auf der Bettdecke gelegen hatte und durch ſein Zuſammenzucken ins Rutſchen gekommen war, mit lautem Gepolter zur Erde ſtürzte.

Er griff eilends danach — aber vergeblich. Er faßte ins Leere. Der Degen lag auf dem Boden.

Ein Augenblick der Stille. Stechinelli horchte angeſpannt und fühlte auch, daß das Mädchen den Atem anhielt und zu Tode erſchrocken horchte. Dann brachte ſie ein paar unartikulierte Laute vor und verſuchte, die Tür zu erreichen. Sie zitterte aber ſo

heftig, daß ſie vergebens nach dem Griff faßte und ſchließlich mit einem leiſen Klagelaut gegen die Mauer ſank.

Stechinelli empfand ein lebhaftes Mitleid für das arme Geſchöpf. Er ſagte ganz leiſe: „Mein verehrtes Fräulein, ich bitte Euch, erſchrecket nicht. Ich bin der Leibpage des Herzogs von Hannover. Ich will Euch helfen.“ Ein Schluchzen kam als einzige Antwort von der Wand. „Verſteht Ihr mich, mein Fräulein?“ flüſterte Francesco weiter.

„Um Gottes willen, laßt mich gehen“, ſchluchzte die Schauſpielerin, „o mein Gott, Ihr habt alles gehört. O, ich ſchäme mich zu Tode. Ich will gehen.“

Francesco war erſtaunt. Noch kannte er die Frauen nur aus Büchern.

„Ich halte Euch ja gar nicht“, ſagte er kühl. „Die Tür ſteht ja offen.“

Stille. Die Signorina Buccolini ſagte kein Wort. Dann huſtete ſie leiſe und bewegte ſich ein wenig, daß ihr ſeidenes Kleid raſchelte. Sie holte tief Atem und ſeufzte ſchließlich: „Ja, dann iſt es wohl beſſer, ich gehe.“

Nun war die Reihe an Francesco. „Ihr braucht ja nicht zu gehen, wenn Ihr nicht wollt“, ſagte er. „Ich glaubte nur, daß Ihr Euch vor mir fürchtetet.“

„Fürchten? Ich fürchte mich überhaupt nicht.“ Die Stimme klang trockener und klarer. Jetzt lag etwas Trotziges und Kampfesluſtiges darin.

„Nun, denn alſo. Ich weiß nicht, wer Euer Liebſter ſoeben war. Ich weiß nur, daß er Euch unrecht tun will.“

Aus der Dunkelheit klang die Entgegnung zitternd und erwartungsvoll: „Ihr ſagtet, Ihr ſeid der Page des Herzogs von Hannover. Iſt das wirklich wahr?“

Francesco lächelte: „Ja, das bin ich.“

„Ihr braucht gar nicht zu lachen, — woher kann ich denn wiſſen, ob Ihr nicht ein uralter Greis ſeid. In dieſer elenden Dunkelheit kann man ja kein Fünkchen ſehen.“

„Dann müßt Ihr ſchon auf meine Stimme hören“, ſchlug Francesco vor. „Klingt die ſo gebrochen, wie die eines Greiſes?“

Die Signorina lachte klingend und hell. „Nein, ſie klingt ſchön und melodiſch, wie die Glocken von San Salvatore. Wenn Ihr ebenſo ſchön ſeid, wie Eure Stimme, dann will ich dem Eſel gern verzeihen, daß er mich in dieſes Zimmer gelockt hat.“

Francesco überhörte dieſe entgegenkommende Schmeichelei. Eine gewiſſe Keuſchheit, ein Schamgefühl, hielt ihn davon ab, in demſelben Ton zu antworten. Er ſagte ruhig und gemeſſen:

„Signorina, der Zufall ſpielt ſonderbar. Ihr wohntet in Venedig am Rio San Martino, im Hauſe des Küſters von San Salvatore?“

„Das iſt richtig. Zwei Treppen hoch. Man geht durch einen kurzen Kreuzgang nach links; der Gang iſt bemalt mit Bildern, weil dort einſtmals ein Maler gehauſt hat. Die Tür hat große Eiſenbeſchläge.“

„Und Ihr wart die Sängerin, die im Winter als Tochter des Lyſippos beim Feſt des Herrn Donati ſang? Bei dem Feſt, bei dem die ſchöne Maria Mattérbo den geſchliffenen Smaragd als Pokal erhielt?“

Die Sängerin taſtete ſich in der Richtung auf das Bett zu. „Junger Herr“, ſagte ſie, „Ihr waret . . .“

„Ich war der Page, der Euch am folgenden Tage vom Herzog die goldene Kette brachte.“

„O mein Gott . . . Ich habe Euch ſo gebeten, wiederzukommen . . . und Ihr habt verſprochen . . . und ſeid nicht gekommen.“

Francesco war beſchämt. Das war freilich richtig. Aber ihn hatten ſo viele Frauen in Venedig gebeten, er möge wiederkommen, und er hatte jedesmal „ja“ geſagt, um ſich keine Möglichkeit abzuſchneiden. Ihm tat das junge Mädchen in der Seele leid, die nun vergebens auf ihn gewartet hatte. Er bat ſie, das Zimmer zu verlaſſen. Er wolle ſich erheben und heute um neun Uhr im Schauſpiel ſein. Das weitere könne nach der Aufführung verabredet werden. Die Signora möge ſich nur auf ihn verlaſſen. Sie flüſterte ein paar Worte des Dankes und huſchte aus dem Raume.

Der Gedanke, daß ſie wahrſcheinlich noch eine ganze Anzahl junger Männer aufgefordert habe, wiederzukommen, kam Francesco nicht in den Sinn. Und daß ſie ſich für den Herzog intereſſierte, daß ſie zwiſchendurch aber auch mit dem Sohne des venezianiſchen Bevollmächtigten zarte Beziehungen angeknüpft hatte, ſtörte ihn noch nicht. Das ſchien ihm vorläufig ſelbſtverſtändlich.

Noch hatte Stechinelli keinen Begriff von der Kulturmiſſion des Theſpiskarrens. Er war in ein Erlebnis hineingedrängt worden, das er bis jetzt noch nicht zu werten verſtand. Dem verwöhnten Venezianer waren kleine Theater Schmieren und alle Schauſpielerinnen käufliche Weiber. Vorläufig hatte

er auch nur wenig Luſt, ſich mit der ganzen Sache näher zu befaſſen. Nur wollte er das Ereignis wie es war, ruhig erleben, an ſich vorüberziehen laſſen, wie die Schiffe auf dem großen Kanal an ihm vorüberzuziehen pflegten.

War es ſeine Trauer, die ihn zu dieſem Entſchluſſe beſtimmte? Nun begann er, ſich ſchwere Vorwürfe zu machen. Heute morgen haſt du die Steinplatte auf das Grab deiner Frau gelegt, die dich ſo ſehr geliebt hat, daß ſie für dich in den Tod ging. Du haſt auf ihr Grabmal die herrlichen Worte meißeln laſſen: hic jacet, quae amabat me. Du glaubteſt, dein Leben ſei beendet, du könnteſt ohne ſie nicht mehr auf Erden weilen. Und nun? Noch hat die Sonne nicht ihren halben Kreislauf beendet, da lachſt du mit einer Schauſpielerin, die du kaum geſehen haſt.

Francesco verſuchte, ſich mit dieſen Vorwürfen bis auf das Blut zu quälen. Er verſuchte, ſich das Bild ſeiner verſtorbenen Frau ins Gedächtnis zu rufen; er ſah ſie ſchreiten, lächeln. Er verſuchte zu erinnern, wie ſie ausſah. Es wurde ihm ſchwer, ſich ein klares Bild von ihr zu machen.

„Es liegt an der Müdigkeit, an der Anſtrengung des Tages", dachte er. „Pfui Teufel, bin ich ſo ehrlos, daß ich am Abend bereits die am Morgen noch über alles geliebte Frau vergeſſe, die Frau, deren Grab ich heute früh geſchloſſen habe?"

Francesco Stechinelli, du kennſt nicht die Macht, die die Gegenwart, das Reale auf ſolche empfindſamen Künſtlerſeelen ausübt, wie die deine es iſt! Noch willſt du nicht zugeben, daß Maria Mattérbo in Wahrheit für dich geſtorben iſt, als du ihre Gruft

geſchloſſen hatteſt. — Vielleicht, daß ſie nach Jahren in deinem Geiſte eine Auferſtehung feiern wird . . . Jetzt aber iſt deine Seele wie ein Spiegel: das Bild, das ſie geſtern noch auffing, iſt heute verflogen.

Durch Francescos Körper ging ein Schaudern. Das war das erſtemal, daß er Furcht vor ſich ſelbſt bekam.

„Nein, nein", ſagte er halblaut, „weg mit Grübeleien. Die taugen zu nichts."

Er machte ſorgfältig Toilette; zwei weiße Spitzenkragen verwarf er, weil ſie ihm nicht feſtlich genug erſchienen. Dann ſchritt er die Treppe ſporenklirrend hinab und ſetzte ſich im Gaſtzimmer an einen Schenktiſch. Der Wirt ſelbſt bediente ihn mit ausgeſuchter Höflichkeit und verſuchte aus ihm herauszulocken, ob er wohl der Page des Herrn Herzogs von Hannover ſei, von deſſen Durchreiſe der Herr Herzog vorgeſtern noch geſprochen habe. Francesco gab auf dieſe Frage keine Antwort. Er hatte ſeinen Blick auf einen eben eingetretenen Herrn gerichtet, in dem er den Venezianer zu erkennen glaubte, der vorhin ahnungslos mit der Signora Buccolini in ſeinem Zimmer geweilt hatte. Der junge Mann war begleitet von etwa zehn fragwürdigen Erſcheinungen, die am Schenktiſch von ihm bewirtet wurden.

Francesco horchte geſpannt auf die leiſe Unterhaltung, die ſich um die Signorina Buccolini drehte.

„Habt ihr verſtanden?" fragte der Venezianer.

„Und ob wir verſtanden haben", erwiderte einer von den Kerlen, „wir ſind alle Venezianer, und das Lärmmachen ſind wir gewohnt; vier von uns haben Topfdeckel mitgebracht, der Carlo und ich haben Raketen, und wir können alle auf den Fingern

pfeifen; laßt ſie nur auftreten, die Diebin, die dem Gaſt der erlauchten Republik, dem Herzog von Hannover, die goldene Kette geſtohlen hat; wir werden ſie nicht zu Worte kommen laſſen."

Francesco hatte genug gehört. Er nahm den Wirt beiſeite und begann ganz leiſe mit ihm zu reden. Gleichzeitig holte er ſeinen großen, von dem einen Prokurator des heiligen Markus unterzeichneten Reiſepaß hervor, in dem er ‚Sekretär und Ehrenkavalier des durchlauchtigſten Herzogs von Hannover' genannt war. Der Wirt knickte zuſammen. „Und was befiehlt die Exzellenz?" fragte er.

„Wie ich eben gehört habe, hat der Sohn des venezianiſchen Geſchäftsträgers die Abſicht, die Signorina Barbara Buccolini, die erklärte Freundin des Herrn Herzogs von Hannover, bei ihrem Auftreten auspfeifen und verächtlich machen zu laſſen. Ein derartiges Vorgehen liegt aber niemals im Intereſſe der gefürſteten Grafſchaft Tirol, noch in dem der hohen Republik, die ſpäter mit dem Herrn Herzog die allerwichtigſten Verträge abſchließen muß. Wenn daher dieſer Theaterſkandal zur Ausführung kommt, ſeid Ihr jedenfalls der am meiſten Geſchädigte."

Der Wirt krümmte ſich. „Was ſoll ich tun, Exzellenz, was ſoll ich tun? Es iſt nicht mehr möglich, den hieſigen Herrn Geſchäftsträger zu erreichen, daß er ſeinen Sohn zurechtſetzt. Es iſt zu ſpät. Bis ich dort bin, iſt der Skandal bereits hier geſchehen."

Francesco zog ſeinen Degen halb aus der Scheide und warf ihn mit kräftigem Ruck wieder hinein, daß der Korb mit einem Knall auf die Mündung der Scheide aufſchlug. „Sind dieſe zehn Venezianer beliebt, die in der Schenkſtube warten?"

Der Wirt ſchüttelte den Kopf. „Sie nehmen den Deutſchen die Arbeit weg.“

„Gut“, entgegnete Francesco, „dann beſchafft mir zwanzig deutſche Arbeiter, die an der Rückwand des Saales warten ſollen; das weitere wird ſich finden.“

Der Wirt verſprach, ſein Beſtes zu tun und beſchwor den jungen Mann, alles anzuwenden, daß das Gaſthaus zum heiligen Markus nicht in Verruf käme.

Stechinelli betrat den Theaterſaal, den großen Feſtſaal des Hauſes. An der Tür ſaß eine Schauſpielerin und nahm das Eintrittsgeld ab. Sie benutzte die Gelegenheit, um Francesco einen aufmunternden Blick zuzuwerfen; dieſer aber ſah nur, daß die Lichter bereits brannten und der Saal faſt gefüllt war. Er ſchritt langſam durch die Reihen auf ſeinen Seſſel zu, der ſich direkt vor dem Orcheſter befand. Als er ſich zufällig nach rechts wandte, bemerkte er das fahle, gelbe Geſicht des Venezianers, der in der Seitenloge Platz genommen hatte.

Das Orcheſter begann ſich zu füllen; die Muſiker unterhielten ſich und ſtimmten ihre Inſtrumente. Durch den Saal ging ein leiſes Summen, und es herrſchte die erwartungsvolle Stimmung, wie ſie ſtets vor dem Beginn der Ouvertüre über dem Zuſchauerraum zu liegen pflegt.

Dann erſcholl ein Klopfen; der Dirigent beſtieg das Pult, und nun begann das Vorſpiel zu der mythologiſchen Oper „Die Arbeiten des Heracles.“

Die Muſik war ſüßlich und gefühlvoll; und in dieſem Falle hatte das Publikum recht, wenn es ſie benutzte, um ſich lauter unterhalten zu können, im beſten Falle, um bei ein paar banalen Melodien mitzuſummen.

Nach dem Schluß der Ouvertüre trat eine kleine Pauſe ein. Stechinelli wandte ſich um und ſah, daß ſich der Wirt mit etwa zwanzig großen Männern am Ende des Saales aufgeſtellt hatte. Das beruhigte ihn, und er folgte mit Intereſſe der erſten Szene des Stückes, die von der Jugend des Herkules handelte, und die ohne weitere Störungen vorüber ging.

Die zweite Szene „Herkules am Scheidewege" hatte begonnen. Herkules, der dicke Direktor Buccolini in Trikots und großer Allongeperücke, ſaß auf einem Felſen, als das Laſter, die Schauſpielerin, die anfangs an der Kaſſe ſaß, aus den Wolken trat und eine Arie über ihre eigene Schönheit anhub. Herkules ſchien ihr aber wenig Intereſſe zuzuwenden, ſondern wies mit der fetten Hand auf die Wolken, aus denen jetzt die Tugend hervortrat: Barbara Buccolini.

In demſelben Augenblick, als Barbara den erſten Ton ihrer Arie ſchmettern wollte, erhob ſich im Parkett ein ohrenbetäubender Lärm. In das Pfeifen und Johlen miſchte ſich Bellen und Miauen; Kochdeckel praſſelten aneinander, und Raketen ſtiegen zur Decke empor. Francesco war auf ſeinen Stuhl geſprungen und hatte dem Dirigenten zugerufen: „Den Vorhang herunter!" Das war auch befolgt worden, zum größten Ärger des Venezianers in der Seitenloge, der dadurch ſeinen Plan, die Buccolini öffentlich bloßzuſtellen, erſchüttert ſah.

Mittlerweile waren der Wirt und die zwanzig Arbeiter nicht müßig geweſen; ſie hatten zu je zweien immer einen der Lärmenden gefaßt und ſie ganz kurzerhand aus dem Saal getragen. Es trat eine Stille ein, während der ſich alle Blicke plötzlich auf die Seitenloge

richteten, an deren Brüſtung der Venezianer ſtand. Er winkte mit der Hand und ſagte laut und durchdringend folgendes: „Meine Freunde, der Proteſt jener Männer, die eben in ſo roher Weiſe aus dem Saal befördert ſind, war durchaus berechtigt. Die Perſon, die ſich hier faſt entkleidet als Tugend auf der Bühne zeigte, iſt im Leben das perſonifizierte Laſter. Habt ihr bemerkt, daß Herkules eine goldene Kette mit einer Schaumünze trägt? Dieſes Stück hat jene Tugend vor einigen Tagen einem Gaſte unſerer Stadt, dem Herzog von Hannover, geſtohlen."

Die meiſten der Anweſenden waren des Italieniſchen mächtig, und ſo konnte dieſe Rede ihren Eindruck nicht verfehlen. Francesco zitterte vor Scham und Wut: Scham für den Mann dort oben, der ſich nicht entblödete, ſeine bisherige Geliebte zu erniedrigen, indem er ſie eines ehrloſen Verbrechens zieh — Wut, weil ſich das Gerechtigkeitsgefühl in ihm empörte gegen dieſe grundloſe Verleumdung. Und dazu gegen eine Frau, eine Paria. Nichts ſchien ihm widerwärtiger, als wenn jemand ſeine Poſition zu Schikanen Tieferſtehender benutzt. Stechinelli hatte den Wirt herbeigewinkt. Er war mit dieſem auf eine Bank geſtiegen und rief mit lauter Stimme in den Saal: „Hört hierher, meine Freunde! Ich kann euch beweiſen, daß die ganze Geſchichte, die der Herr uns ſoeben erzählt hat, von Anfang bis zu Ende erlogen iſt." Er zog ſeinen Paß aus der Taſche und reichte ihn dem Wirt. Dieſer faltete das Pergament mit dem großen Siegel vorſichtig auseinander; dann ſagte Stechinelli zu ihm: „Teilt aus dieſem Dokument den Herrſchaften mit, wer ich bin."

Der Wirt warf den Kopf zurück und rief in den

Saal hinein: „Dieſer Herr iſt der Sekretär und Ehrenkavalier Seiner Fürſtlichen Gnaden des durchlauchtigſten Herzogs von Hannover, Herr Francesco Maria Capellini aus dem edlen Hauſe der Stechinelli.“

Ein Murmeln der Erwartung ging durch den Saal. „Meine Freunde“, begann Stechinelli von neuem, „ein Zufall hat es mit ſich gebracht, daß ich hier ein bitteres Unrecht verhüten kann. Es iſt nicht wahr, daß die Signorina Buccolini die goldene Kette geſtohlen hat. Ich ſelbſt habe ſie im Auftrage meines gnädigen Herrn in Venedig der Signorina überbracht, da mein Herr, entzückt von den Reizen ihrer Stimme, ihr eine Freude bereiten wollte.“ Beifallklatſchen und Bravorufen lohnten dieſe Rede.

Der Venezianer ſtand wie von Marmor in der Seitenloge; er hatte den Kopf weit nach vorn geſtreckt und die Augen ſtarr auf den Redner gerichtet. Stechinelli bemerkte das wohl, und als er ſeine Rede geendet hatte, trat er an die Loge heran und ſagte leiſe: „Ich ſtehe zu Eurer Verfügung.“

„Ich warte darauf“, knirſchte der Venezianer.

„Wo?“ fragte Stechinelli.

„Der einzige freie Platz iſt auf der Bühne“, antwortete der Venezianer.

„Gut, dann können wir es dort ſogleich ausfechten.“

Francesco erreichte den Kampfplatz über eine Seitentreppe. Der Venezianer hatte von der Loge aus eine direkte Verbindungstür zur Bühne.

Das Publikum wartete indeſſen auf den Fortgang des Stückes; es wurde unruhig und begann zu klatſchen. Von der Bühne her drang Stampfen und Klirren in den Zuſchauerraum; heftige Ausrufe,

wie ſie beim Florettfechten üblich ſind, miſchten ſich in das Geräuſch der Waffen. Plötzlich zitterte ein langhallender Schrei durch den Saal. Stimmen wurden laut; im Publikum ſtieß jemand den Ruf aus: „Vorhang hoch!“ und dieſer Ruf pflanzte ſich von einem zum anderen fort. Das Gefühl des Ungewiſſen, die Neugier war unerträglich, und nach kurzer Zeit ging nur ein Gebrüll, ein Schreien durch die Maſſe dort im Saal: „Vorhang hoch, Vorhang hoch!“

Der Direktor Buccolini erſchien in ſeinem Herkuleskoſtüm vor dem Vorhang. Seine großen Naſenflügel bebten, aber er verſuchte, der Angelegenheit eine ſcherzhafte Wendung zu geben und ſagte: „Geliebte Erdenbürger! Zwei Menſchlein ſind in den Olymp eingedrungen.“ Aber das Geſchrei, das lawinenartig angeſchwollen war, ließ ihn nicht zum Weiterreden kommen. „Der Vorhang, der Vorhang . . .“

Buccolini trat zurück. Wie es geſchah, iſt nie aufgeklärt, — man hat nachher behauptet, der Direktor habe es ſelbſt getan, weil er eine Zerſtörung ſeiner Requiſiten befürchtete — jedenfalls hob ſich plötzlich der Vorhang. Und es war ein ungewohntes Bühnenbild, das ſich dem Publikum zeigte.

Den Venezianer hatten zwei Götter in Pantherfellen geſtützt; er ließ den Kopf nach vorn hängen, und vor ſeinen Lippen ſtand ſchäumendes Blut. Die Arme mit den langen, ſpachtelförmigen Händen hatte er um die Schultern der Götter gelegt. Ein Chirurgus war bei ihm beſchäftigt und unterſuchte die Wunde, während Göttinnen, Amoretten, Helden und Nymphen neugierig durch die grünen Bäume ſahen. Fran-

cesco hatte ſich an den Pfeiler der Seitentür gelehnt und bog ſeine Klinge in der Hand. Er beobachtete mit einem wohlabgemeſſenen Intereſſe, ob dieſer Stich, den er ſeinem Gegner beigebracht hatte, tödlich ſei.

Und er dachte: Ob er wohl ſtirbt? Seine Augen verfolgten das ſchmerzhafte Ringen des Gegners. Neben Francesco kniete Barbara Buccolini. Sie bedeckte ſeine Hände mit Küſſen und nannte ihn „Retter."

„Mein Retter", flüſterte ſie, „Retter meiner Ehre."

Plötzlich ging ein Zucken durch den Körper des Venezianers. Er bog ſich nach rückwärts wie im Krampf, die Augen traten quellend vor, und der Schaum vor ſeinem Munde formte ſich zu einer großen, luftgefüllten Blaſe. Als er verſuchte, zu ſprechen, zerplatzte dieſe Blaſe in kleine Teilchen, die ihm als Blut den Unterkiefer hinabliefen.

Er fiel ein wenig nach vorn. Die beiden Götter hielten ihn mit der ganzen Kraft ihrer Arme. Wieder wanden ſich die Worte ringend von ſeinen Lippen. Er richtete die glaſigen Augen auf die Schauſpielerin, als ob er ſich mit den Worten nicht zurechtfinden könnte.

„Du Närrin . . .", lachte er mit dem ſcheußlichen Lachen der Sterbenden, „Retter deiner Ehre . . . was iſt da noch zu retten, wo du alles verkauft haſt . . . du haſt hier mit noch beſſeren Karten geſpielt, als ich . . . Deine waren noch falſcher . . . Und alle Weiber ſind Beſtien . . . ſinnliche Beſtien . . . und alle Männer ſind Beſtien . . . ſinnliche Beſtien . . . und alle Worte ſind Kupplerinnen . . . und das Leben wird beherrſcht von der Brunſt . . . Ich ſag ihm gern leb wohl." Er griff einige Male in die Luft,

dann röchelte er und ſtieß einen Ton aus, als ob etwas in ihm zerbrochen wäre. Der Kopf fiel noch mehr nach vorn. Durch den Körper ging ein Zucken. Die Götter legten ihn langſam auf den Boden. Der Venezianer war tot.

Langſam fiel der Vorhang.

Das Theater leerte ſich raſch. Die Menſchen hatten für ihr Geld genug geſehen. Der Saal lag öde und verlaſſen da; die Lichter in den Leuchtern waren abgebrannt, und der Direktor blies ſie aus, um an der Beleuchtung zu ſparen.

Francesco ſchritt langſam durch den Saal und ſtieg die Treppe zu ſeinem Zimmer hinauf. Er gehörte zu den Menſchen mit ſtarker Phantaſie, die im Augenblick, wo die Wirklichkeit eine Forderung an ſie ſtellt, von erſtaunlicher Kälte zu ſein pflegen. Aber jetzt, wo dieſe Vorgänge ihm nur noch ein Erinnern waren, da überdachte er, ob alles, was er getan habe, richtig geweſen war, ob er nicht anders hätte handeln müſſen.

Aus dieſem Sinnen weckte ihn ein leiſes Klopfen an ſeiner Zimmertür. Er rief „Herein“ und erſchrak faſt, als Barbara ins Zimmer trat. Sie lächelte und zog den Mantel, den ſie trug, über die Schulter. Sie blieb an der Tür ſtehen. Francesco ſah ſie an.

„Nun?“

„Junker?“

„Ja?“

„Erinnert Ihr Euch, was der Venezianer ſagte? Ihr habt meine Ehre gerettet. Jetzt gehört Euch, was davon noch da iſt. Der Venezianer hat geſagt, es ſei nichts mehr. Gut. Dann nehmt die Liebe dafür.“

Francesco taumelte. Er ging auf das schöne, strahlende Geschöpf zu und küßte ihr die Hände.

„So wollte ich einmal ausruhen", sagte sie und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Er trank den Duft des venezianischen Haares, und sein Körper blühte auf unter der Wärme ihres Leibes.

Francesco Maria Capellini Stechinelli, der am Morgen das Grab seiner inniggeliebten Frau geschlossen hatte, trank am Abend die Glut von den Lippen einer jungen Schauspielerin. Kein Selbstvorwurf schlich durch sein Herz. Er fühlte sich von seiner eigenen Kraft berauscht, von der Vergangenheit erlöst, vorwärts getragen. Er glaubte, daß das Schicksal ihm wieder gütig lächelte — er glaubte, wieder emporzusteigen. Er fühlte, daß er die Starrheit, die ihm drohte, überwunden hatte.

Am nächsten Morgen ritt Francesco vor dem Aufbruch der Theatergesellschaft ab und überschritt den Brenner. Die Thespiskarren ließ er weit hinter sich.

## V

Francesco Stechinelli war den Inn entlang geritten und ſah in der Ferne ſchon die Türme der Münchener Frauenkirche, die beiden Kugelköpfe, die allmählich zum Wahrzeichen der Iſarſtadt geworden ſind. Wer ihn geſehen hätte, den Pagen des Herzogs von Hannover, der würde vielleicht geſtaunt haben. Francesco hatte dem Pferde die Zügel über den Hals geworfen und ſah glücklich vor ſich hin.

Über der braunen Heide tanzte der Sonnenſtaub. Und der blaueſte ſüddeutſche Himmel, ſo blau wie er in Norddeutſchland nie zu ſein wagt, hing über ihm in einer Weite, die nur dem Gefühl der Unendlichkeit zu vergleichen iſt, das man in einer ſternenloſen Nacht in der Ebene erlebt.

Francesco ſah es nicht. Er ſah nicht den Zug von Reihern, der durch dieſe Weite ſegelte, in ſcharfen Bogen über ſeinem Haupte dahinzog und ſich nach Süden wandte.

In der Einſamkeit durchdachte er, was er in den letzten Tagen erlebt hatte. Es iſt klar, ſagte er ſich, daß die Menſchen, die von dieſen Erlebniſſen hören, mich herzlos ſchelten werden. Sie werden nicht verſtehen, warum ich ſo gehandelt habe. Und wenn mich

jemand danach fragen ſollte, dann werde ich ihm auch nicht antworten können.

Dieſe Liebesnacht mit der Barbara Buccolini bedeutete für Francesco das Finden ſeiner ſelbſt. Es war die Krönungsfeier des Sichganzgehörens. Und er konnte, durfte es. Maria Mattérbo hatte ihn durch ihren Tod vor einer Veruneinigung mit ſich ſelbſt bewahrt — er brauchte ſie nicht mehr zu betrauern. Er konnte ſie vielleicht bewundern und ihr danken, daß er durch ſie begonnen hatte, ſein „Ich" zu finden.

Und in Wahrheit hatte er ihr ja nie angehört. Was er erlebt hatte, war ein Ereignis in ſeiner Phantaſie geweſen, das ſich um die Maria Mattérbo gerankt hatte. Niemals hatte er Maria ſelbſt erlebt, ſondern nur ein flüchtiges, verändertes Abbild in ſeinem Gehirn. Jetzt hatte die Wirklichkeit dieſen Bann gebrochen — er hielt zum erſten Male ſein eigenes „Ich" in der Fauſt.

Dieſe Erkenntnis machte ihn ſtark und heiter. Er ſtreckte die Arme aus, als ob er den Falken greifen wollte, der ihn ſeit einiger Zeit umkreiſte. Die Welt ſchien ihm unendlich ſchön und ausdrucksvoll; alles um ihn hatte Formen und Farben, wie er ſie nie zu ſehen geglaubt hatte.

Die fernen Berge ſchienen zu rufen: Wir grüßen dich; du biſt ebenſo ſtolz und frei wie wir; der Falke, der über ihm kreiſte, ſchien zu rufen: Ich grüße dich, du Freier; und das Waſſer lachte: So klar, ſo ungebändigt biſt du wie meine Wellen. Es war, als ob die ganze Welt ihm zuriefe: Heil dir, du Glücklicher, du biſt ſtark und kühn. Hier bin ich. Erobere mich! Du biſt es wert, mich zu beſitzen!

Seine ehrgeizigen Gedanken erwachten mit neuer Heftigkeit. Er malte ſich aus, wie er reich und glücklich werden würde, und der Gedanke, daß es kein Hindernis des Schickſals mehr gäbe, erfüllte ihn mit einer reichen Befriedigung. Alles, was ihn gehindert hatte, war hinter ihm verſunken: die Bahn war frei!

Vorwärts! Vorwärts!

So ritt er weiter, während die Sonne mehr und mehr an ſeine linke Seite ſank. Er hatte ſich über die neue Erkenntnis beruhigt und wollte gerade antraben, als eine Kugel ihm ziſchend am Geſicht vorbeifuhr. Ehe er nach ſeiner Piſtole oder nach ſeinem Degen greifen konnte, war er rückwärts vom Pferde geriſſen, und drei wild ausſehende Leute knieten auf ihm und feſſelten ihm die Arme. Ein hagerer, großer Mann ſtand daneben, ſtützte ſich auf ſeinen Degen und ſah gelangweilt zu, als ob ihm eine ſolche Szene kein ungewohnter Anblick ſei.

„Da ſcheinen wir ja den Vogel zu haben", lachte einer der Schwarzbemalten.

„Führt ihn durch das Ried beiſeite", befahl der Alte und ging voran. Francesco verſtand ein wenig Deutſch, er ſah aber ein, daß es Torheit ſei, hier zu unterhandeln oder gar ſich zu widerſetzen; er hoffte, daß er ſich auslöſen könne, indem er Geld und Pferd den Straßenräubern überließ.

Nach kurzer Zeit gelangte der Zug an ein von Schilf umſtandenes Waſſer. Einer der Schwarzbemalten nahm Francescos Armbinde und legte ſie ihm um die Augen. Dann führte man ihn einige Schritte weiter. Er hörte, wie aus dem Schilf ein Boot gezogen wurde, in das man ihn einſteigen ließ. Nach einer kurzen Fahrt mußte er das Boot wieder ver-

laſſen und mit verbundenen Augen noch etwa hundert Schritte weit gehen. Er hörte bereits vom Boot aus Muſik und Lachen, und als ihm die Binde von den Augen genommen war, befand er ſich in einer Art von Feldlager.

Der Befehlshaber der Straßenräuber wandte ſich an eine Frau, die in einem Keſſel Fiſche kochte und ſagte zu ihr auf italieniſch: „Jetzt haben wir aber den Richtigen.“

„Ich glaube noch nicht“, lachte die Alte. „Dreimal habt Ihr es heute ſchon geſagt.“

„Aber er muß doch kommen“, erwiderte der Hauptmann. „Wartet es ab.“

Francesco hatte dieſe Unterhaltung gehört. Er ſaß auf einer Holzbank vor einer Erdhütte und muſterte die Ausrüſtung des Poſtens, der vor ihm auf und ab ſchritt.

Ein paar Kinder prügelten ſich unter einer Eiche, durch deren Blätter das rötliche Licht der Abendſonne floß, um ihnen die bräunliche Farbe des alten Weines zu geben. Die drei Landsknechte ſpielten Karten auf einem Felsblock in der Nähe des Eichbaumes und kümmerten ſich nicht um das Kindergeſchrei.

Der Befehlshaber kam nach etwa fünf Minuten auf Stechinelli zu und verbeugte ſich höflich.

„Ich hoffe, der Herr hat ſich von ſeinem Schrecken erholt“, ſagte er in leicht akzentuiertem Deutſch.

„Ich verſtehe kein Deutſch“, antwortete Stechinelli kühl. „Sprecht ruhig, wie Euch der Schnabel gewachſen iſt.“

„Der Junker iſt erregt und heftig und ſpricht deshalb mit Mißachtung. Es iſt unklug, einen Men-

ſchen zu reizen, in deſſen Gewalt man ſich befindet.“ Der Alte ſah ihn ernſt an und lächelte darauf. „Aber Ihr ſeid von gutem Schlag.“

„Was wünſcht Ihr von mir?“ fragte Stechinelli nach einiger Zeit.

„So leid es mir tut, ich muß Euch durchſuchen.“

Stechinelli warf den Kopf verächtlich zurück. „Mein Geld iſt in der Satteltaſche. Ich habe nichts weiter bei mir als ein paar Notizen . . .“

„Und den Brief Seiner Gnaden des Herrn Fürſtbiſchofs an den Herrn Herzog von Hannover.“ Der Alte ſah den Pagen durchbohrend an.

„Was an mir liegt, ſo erhaltet Ihr den Brief nie.“ Francesco hatte kaum mehr an dieſen Brief gedacht, fühlte aber in ſich die Pflicht, ihn bis zum äußerſten zu verteidigen.

„Das iſt auch nicht nötig, Junker, da es an Euch hier ſehr wenig liegt. Glaubt mir: wir ſind keine Banditen, und wir wollen Euch weder Geld noch Waffen rauben. Wir wollen den Brief.“

Der Alte riß den Rock des Pagen auf und griff in deſſen Bruſttaſche. Er ſtieß einen Schrei aus, langanhaltend und jubelnd. „Der Brief, der Brief.“ Die Lagerbewohner ſtürzten zuſammen. Francesco ſah etwa fünfzehn jüngere und ältere Leute, die alle wohl noch in dem Kriege mitgekämpft hatten, wüſte Geſellen, mit vernarbten, vertrunkenen Geſichtern.

„Iſt es wahr?“ riefen ſie voller Erſtaunen, als ob ſie ungeahnt mit geringer Mühe an ein Ziel gelangt ſeien, deſſen Erreichung ſie mit weit größeren Schwierigkeiten verknüpft geglaubt hatten. Sie ließen ſich das Siegel zeigen, das große, ſchwarze Siegel mit dem Fürſtenhut auf der einen Ecke des

Wappenſchildes und mit der Biſchofsmütze über der anderen. Sie konnten ſich nicht ſatt ſehen an den gekreuzten Biſchofsſtäben, auf die der Schild gelegt war und drängten ſich zuſammen, als der Hauptmann ſein Meſſer nahm, um den Brief zu öffnen.

Was ſoll dieſer tolle Freudentanz, dachte Stechinelli. Er hatte ſich über den Inhalt des fürſtbiſchöflichen Briefes bis jetzt keinerlei Gedanken gemacht — er hatte geglaubt, daß es eines jener nichtsſagenden Handſchreiben ſei, deren Abfaſſung bei beſtimmten Gelegenheiten zu den Pflichten eines Fürſten gehört: ſei es, daß ein benachbarter Potentat ſeinen Geburtstag feiert oder, daß ein alternder Staatsminiſter in den Ruheſtand tritt.

Francesco verfolgte die ſonderliche Erregung mit wachſendem Intereſſe. Bei den Landsknechten ſchien es in der Tat nur die Freude an dem Erfolg zu ſein, daß ſie endlich den geſuchten Boten erwiſcht hatten. Nicht ſo bei dem Alten. Er hatte den Brief geöffnet, hatte ſich abgewandt und las ihn mit großer Aufmerkſamkeit. Dann ging er in ſeine Erdhütte, wo er eine Viertelſtunde verweilte. Schließlich trat er wieder ins Freie. Er hielt den Brief noch immer in der Hand und ſah wie nachdenkend über das wogende Schilf weg auf die Spitzen und Zacken der blauen Berge, die ſich aus dieſer grünen Flut emporhoben, wie die italieniſche Steilküſte aus dem erregten Mittelmeer.

Um die Augen des Alten ging ein Zwinkern. Francesco bemühte ſich zu ergründen, ob er wohl hinter ſeinem grauen Bart lachte. Aber er konnte darüber nicht ins Klare kommen.

„Ich bedaure ſehr", meinte der Führer nach einiger Zeit, „daß wir einen falſchen Brief aufgegriffen

haben. Dieſer Brief hat für uns keinerlei Intereſſe. Es handelt ſich in dem Schreiben um ein höchſt gleichgültiges Bedauern, das der Fürſtbiſchof über die eilige Durchreiſe Eures Herrn durch Trient ausdrückt. Hattet Ihr keine anderen Briefe?"

„Nein", ſagte Francesco.

„Auch nichts Geſchriebenes bei Euch?"

„Außer meinen Notizen, nein."

„Auf Euer Wort nicht?"

„Nein."

Der alte Führer gab Francesco das Schreiben. „Hier iſt der Brief, Junker", ſagte er. „Bittet den Herrn Herzog von mir um Entſchuldigung, daß ich das Schreiben geöffnet habe. Und wenn er fragt, wer ich wohl ſei, ſo antwortet: es war der Wächter der öffentlichen Moral."

Er verbeugte ſich, reichte Stechinelli die Hand und ging in die Hütte zurück.

Einer der Schwarzbemalten kam auf den Pagen zu. „Laßt Euch bitte die Augen wieder verbinden. Wir wollen Euch auf die Straße zurückführen. Euer Pferd werdet Ihr auch dort antreffen."

Das hatte Stechinelli nicht erwartet. Faſt tat es ihm leid. Der Wächter der öffentlichen Moral! Wie ſonderbar.

Er ließ ſich die Binde um die Augen legen und folgte dem Landsknecht. Als ſie im Boote ſaßen, fragte er: „Wie kommt Euer Führer zu dem ſeltſamen Namen?"

Der Landsknecht lachte. „Er iſt ein ſonderlicher Mann. Woher er ſtammt, wiſſen wir nicht. Viele ſagen, er ſei ein Franzoſe; ich glaub' es nicht. Vielleicht iſt er ein Italiener, denn er hat nur Italiener

im Dienſt; es mag aber auch ſein, damit wir nicht verſtehen können, was er mit den Gefangenen verhandelt. Er hat uns zuſammengeholt, als der Krieg beendet war. Wir haben uns mit heiligen Eiden verpflichten müſſen. Er nennt ſich ‚Wächter der öffentlichen Moral‘, weil er jedes Unrecht, was Staaten und Fürſten tun, zu hindern ſucht. Wir haben ungerecht Verurteilte befreit, wir haben Schufte aufgehängt, die Geld aus öffentlichen Kaſſen geſtohlen haben, und wir haben geknechtete Bauern beſchützt. Der Alte zahlt uns gut. Er ſoll ſehr reich ſein. Manche ſagen, er ſei ein Fürſt.“

Ein leichter Abendwind ging durch das Schilfrohr. Die Wachtel ſchlug in der Ferne.

„Er iſt wohl ein kluger Mann?“ meinte Francesco nach einer Weile, als ſie auf dem Fußweg weiter ſchritten und der Landſtraße zuſtrebten.

„O gewiß. Er iſt auch gelehrt. Es gibt nichts, das er nicht weiß. Er hat ein Buch aus dem Italieniſchen ins Deutſche überſetzt, das Ihr beſſer kennen werdet als ich. Die göttliche Komödie.“

Francesco erſchrak. Wie jedem Italiener war ihm die göttliche Komödie etwas Heiliges. Und ſie ſo zu verſtehen, daß man ſie in eine fremde Sprache übertragen konnte, das hieß für ihn, einen hohen Grad der Vollendung erreicht haben. So wurde ihm die Trennung von dem Manne ſchwer. Er hätte gern noch einmal mit ihm geſprochen.

„Wir ſind auf der Landſtraße, Junker“, ſagte der Führer nach einiger Zeit. „Ich werde Euch helfen, in den Sattel zu kommen. Ich muß Euch ein Stück geleiten und bitte Euch, die Binde vor den Augen zu behalten.“

Zwei Pferde wurden vorgeführt. Der Landsknecht lenkte den Fuß des Pagen in den Bügel, daß dieser sich ohne Schwierigkeit in den Sattel schwingen konnte. Während des Rittes verwickelte der Soldat seinen Begleiter geschickt in ein Gespräch, so daß die Absicht Francescos zunichte wurde, die Anzahl der Schritte zu zählen, von dem Ort des Aufstieges an bis zum Ort, wo er die Binde von den Augen nehmen durfte. Auch schien es ihm, als ob der Ritt kreuz und quer ginge, aber darüber vermochte er sich keine genaue Rechenschaft zu geben.

Nach einem etwa einstündigen Ritt meinte der Landsknecht: „Nun, Junker, muß ich Euch verlassen. Behaltet die Binde solange vor den Augen, bis Ihr von ferne dreimal den Ruf der Rohrdommel hört. Und dieses hier läßt Euch der Führer geben. Es soll der Ausdruck des Bedauerns über die Unbehaglichkeit sein, die wir Euch zugefügt haben." Er drückte dem erstaunten Pagen ein Päckchen in die Hand und galoppierte davon. Sehr bald vernahm Stechinelli den Ruf, er löste die Binde und erkannte, daß er nicht weiter als etwa eine halbe Stunde von den Toren Münchens entfernt war. Er warf einen erstaunten Blick auf die Gabe des Alten. Es war ein in Pergament gebundenes Manuskript mit schönen silbernen Schließen. Neugierig schlug er das Buch auf. Deutsche Worte waren auf das Vorblatt geschrieben. Francesco gab sich Mühe, den Sinn dieser großen, eckigen Buchstaben zu erfassen.

Da standen die Worte:

„Auf Erden leben, nicht auf goldnen Sternen.
Grenzen schaffen — und lachen lernen."

Unterschrieben waren sie: „Ein Gedenken an den Wächter der öffentlichen Moral."

Das Manuskript war eine lateinische Abhandlung von „Aliquid: Cust: Mor: Publ:", über die öffentliche Moral in ihrem Verhältnis zur privaten. Auf der ersten Seite fand Stechinelli von der Hand des Alten vermerkt: „Möge Euch diese Arbeit helfen, die Welt zu verstehen, die Welt, die ich bald verlassen muß."

Welch ein Sonderling! War es eine der Erscheinungen, die das dreißigjährige Morden in Deutschland hervorgebracht hatte? Die an allen Zäunen lagen, um die armseligen Dörfer, wenn sie sich aus dem Schutt neu erhoben, noch einmal auszuklopfen? Nein. Schon, was der Landsknecht von ihm gesagt hatte, widersprach dem. Der Mann war zu ernst. Er war eine strenge, gefestigte Natur, ein Rechtsfanatiker — und was er wollte, darüber würde dieses Buch ja vielleicht Auskunft erteilen können. —

Gegen acht Uhr langte Francesco vor dem Schlosse in München an. Die Herrschaften seien noch bei der Tafel, meinte der Kammerdiener des Kurfürsten Ferdinand Maria. Francesco bat aber, man möge seine Ankunft dem Herrn Herzog von Hannover doch melden. Der Herr Herzog könne ja selbst entscheiden, ob er ihn sehen wolle.

Es war ein großer Saal, in dem man Stechinelli warten ließ. An den hohen Wänden, zwischen den Säulen, waren Gobelins gespannt, die aus dem savoyischen Kronschatz stammten und von der prachtliebenden Kurfürstin mit in die Ehe gebracht waren. Sie war seit dem vergangenen Jahre, bis zu dem ihre Schwiegermutter, die deutsche Kaisertochter, die Re-

gentſchaft geführt hatte, der eigentliche Regent des Landes geworden. Ihr war es zu verdanken, daß eine berückende Pracht in den kurfürſtlichen Schlöſſern herrſchte — daß aber das vom Kriege hart mitgenommene Land ſchwerer als unter dem Krieg unter der Laſt eines ſolchen Friedens trug.

Die Wandteppiche ſtellten Bilder aus der Geſchichte des Hauſes Savoyen dar; der Page muſterte die einzelnen Kunſtwerke, wie es junge oder naive Menſchen immer tun, mit einem größeren Intereſſe an dem Dargeſtellten als am Künſtleriſchen.

Ein Flimmern beunruhigte ſeine Augen. Auf dem Waffenarrangement der Marmorſäulen, die zwiſchen den Gobelins emporſchoſſen, flackerten Lichtſtreifen. Stechinelli wandte ſich um und ſuchte nach der Quelle dieſer Beleuchtung. Zwei Pagen mit großen Silberleuchtern waren in den Saal getreten. Die zarte Dämmerung ſchlängelte ſich durch die weißen Kerzen und legte ſich wie ein Mantel von blauer Gaze über die roten Gewänder der Edelknaben.

Der ältere der beiden kam höflich auf Stechinelli zu und begrüßte ihn mit der freundlichen Zurückhaltung, die den Söhnen vornehmer Familien eigen iſt. „Seine Fürſtliche Gnaden, der Herzog, läßt Euch bitten zu ſpeiſen", ſagte er auf italieniſch zu ihm. Francesco dankte und nahm an einem Tiſchchen Platz; die beiden Pagen ſetzten ſich an ſeine Seiten.

Diener trugen die Mahlzeit auf. Stechinelli aß wenig — wenn er ſatt war, konnte man ihn nicht einmal mehr zu einem Höflichkeitsbiſſen nötigen. Dafür unterhielt er ſich deſto angeregter mit den Pagen, denen er auch von ſeiner Begegnung mit dem „Wächter der öffentlichen Moral" erzählte. Schwerlich hätte

er etwas anderes finden können, was ein gleiches Intereſſe bei den Pagen erregt hätte.

„Iſt es wirklich wahr, Ihr habt ihn geſehen? Nein, Ihr verhöhnt uns.“

Francesco ſchüttelte den Kopf. Ihm ſei dieſer Mann bis jetzt ganz unbekannt geweſen, und er habe nie geahnt, daß er überhaupt exiſtiere.

In dieſem Augenblick wurde eine Seitentür geöffnet. Zuckendes Licht von Fackeln drang in den Saal und irrte wie eine Schar von Goldfiſchen auf dem Parkett. „Der Herr Herzog von Hannover mit den hohen Herrſchaften“, rief eine kräftige Stimme. Stechinelli vernahm bereits das heitere Lachen des Herzogs von Hannover, in das ſich eine müde Männerſtimme und ein klarer, ſchöner Alt miſchten. „Da iſt ja unſer lieber Page“, rief Georg Wilhelm mit freundlichem Winken, und reichte Francesco die Hand. „Es iſt gut, daß Ihr wieder hier ſeid“, ſagte er leiſe. „Nun müſſen wir das alles abſchütteln wie einen Traum.“

Ob er tiefer fühlt als ich? dachte Stechinelli. Vielleicht, weil er älter iſt. Weil er nicht mehr weiter ſchreitet, ſondern eine feſte Lebensanſchauung hat.

Der Herzog ſtellte ihn dem kurfürſtlichen Paare vor. Der Kurfürſt war erſt zwanzig Jahre alt, aber über ſeine Perſon war eine unſagbare Müdigkeit gegoſſen. Die Augen mit den ſchweren Lidern ſahen mißtrauiſch und zurückhaltend in die Welt. Das Geſicht hatte unzweifelhaft Habsburger Züge; es hatte die große Naſe, die über der breiten Unterlippe ſtand, wie das Rauchdach über einer offenen Feuerſtelle. Dabei nagte der Kurfürſt mit ſeinen breiten Vorderzähnen beſtändig an der Unterlippe, die ſich dann aus

dieſer Umfaſſung häufig mit leichtem Knall zu löſen pflegte und wieder ihre vorgeſchobene Stellung unter dem ſchützenden Dach der Naſe einzunehmen ſuchte.

Die Kurfürſtin Adelheid ſprach lebhaft und herzlich auf ihren Landsmann ein. Warum er ihr keine Spitzen mitgebracht habe, meinte ſie lächelnd; ſie hätte ſie gut brauchen können. Und ob er genug gegeſſen habe; und ob ſchließlich auch die beiden Pagen ihn unterhalten hätten.

„Das haben ſie", ſagte Stechinelli und ſah die beiden befriedigt an.

„Er hat den Wächter der öffentlichen Moral geſehen", platzte der jüngere der Pagen heraus.

Der ältere ſtieß den Vorlauten unter dem Tiſch. „Du haſt nicht ungefragt zu reden."

Aber die Kurfürſtin war blaß geworden. Sie klammerte ſich an den kleinen Eichentiſch und bog ſich über die Schüſſeln.

„Iſt es wahr?" ſagte ſie zitternd.

Francesco nickte. Die Kurfürſtin ſprach kein Wort mehr.

Durch dieſe Unterredung und durch das ſonderliche Gebaren der Kurfürſtin erinnerte ſich Stechinelli ſchließlich an den Brief. Er nahm ihn aus der Bruſttaſche und überreichte ihn dem Herzog, indem er dazu ſeine Erlebniſſe erzählte.

„Wieder ein neuer Fall", ſagte der Kurfürſt, und ſeine Blicke glitten über die Gobelins. Er erwartete voller Unruhe den Wutausbruch der Kurfürſtin. Denn er fürchtete alle lauten und heftigen Auftritte.

Die Kurfürſtin war dieſen Blicken gefolgt. „Es iſt unerhört", ſagte ſie ziſchend, „dieſe Frechheit, unſere Briefe aufzufangen. Ich hoffe, daß Euer Kurfürſtliche

Gnaden morgen ein Regiment zu Pferde ausſenden, um das Neſt auszuheben.“ Sie ging erregt auf und ab und trommelte mit den Fingern an der Fenſterſcheibe.

„Wenn Euer Kurfürſtliche Gnaden es wünſchen“, entgegnete der Kurfürſt unſicher.

„Ja, ich wünſche es. Das habe ich wohl klar genug zum Ausdruck gebracht.“

„Dann werde ich Oberſt von Reuth ausſenden. Morgen.“

„Es wird Zeit, daß dieſen Landſtreichern, die ſich bis an die Tore der Reſidenz wagen, das Handwerk gelegt wird.“

„Das ſoll ja auch morgen ſtattfinden.“

„Ich werde den Oberſten heute noch abſenden“, ſagte die Kurfürſtin heftig und drückte die gepreßte Fauſt auf den Tiſch.

„Euer Kurfürſtliche Gnaden“, wagte der Kurfürſt zu erwidern, „das iſt gegen jede Etikette. Ich werde den Oberſten ſchon ſelbſt zurechtweiſen.“

„Der Teufel hole die Etikette, wenn man in dieſem verwahrloſten Lande nicht einmal vor Straßenräubern ſicher iſt!“

Adelheid von Savoyen, dein Haß beginnt aufzufallen. Sage es doch deinem langweiligen Gatten ins Geſicht, daß der Mann, den du mit der ganzen Glut deines Feuerherzens liebſt, dir häufig genug durch galante Gäſte Briefe zukommen ließ — daß du vermuteſt, der Fürſtbiſchof von Trient habe dir auch dieſes Mal ein Briefchen eingelegt in das offizielle Schreiben, mit dem Seine Fürſtliche Gnaden von Hannover ſich jetzt fortwährend auf die wildledernen Stulpen ſchlagen, daß der ſchwarze Lack des Siegels ab-

bröckelt. Du könnteſt dieſe neugierige Beſtie zerreißen, die ſich Wächter der öffentlichen Moral nennt — dieſen Strauchritter, der unter der heiligen Maske eines Wächters der Sitte es wagt, die glühendſten Liebesbriefe abzufangen, die je über die Alpen getragen ſind.

Deine Blicke verfolgen gierig den ſchönen Zug der Buchſtaben auf dem Kuvert an den Herzog. Wie elegant iſt das S gezogen „Seiner Fürſtlichen Gnaden", und dieſes F, weit aus der Tiefe geholt, wie ſeine Gedanken, und zart und ſchlank umgebogen, daß es den blendenden Reiz der Eleganz bekommt; wie prunkvoll ſind die Schnörkel, und doch wie ſchön, wie ebenmäßig! Adelheid von Savoyen möchte dem Herzog das Kuvert aus der Hand reißen, und dieſe Buchſtaben küſſen, die Buchſtaben, die ihr Geliebter, der Fürſtbiſchof von Trient, auf das Papier gebannt hat.

Dann richtet ſie ſich hoch auf und ſagt kurz zu dem älteren Pagen: „Ich laſſe den Oberſt von Reuth bitten."

„Kurfürſtliche Gnaden", wagt der Kurfürſt zu ſagen.

„Ich laſſe den Oberſten von Reuth bitten", befiehlt ſie laut und ſcharf und wendet ſich ab. Das Kniſtern ihrer Schleppe lacht noch aus dem Halbdunkel des Saales. Dann verſchwindet ſie durch eine Seitentür.

Am folgenden Abend wurde der Wächter der öffentlichen Moral gefangen in München eingeführt. Er hatte ſich gewehrt wie ein Löwe und hatte verſucht, im letzten Augenblick Gift zu nehmen. Oberſt von Reuth hatte das Glas zertrümmert und den Alten entwaffnet. Der Zug ging durch das Stadt-

tor, an der Frauenkirche vorbei und zog in den erſten Schloßhof. Dort machte man halt.

Adelheid von Savoyen ſtand am Fenſter und ſah ſich den Gefangenen an. Auch er ſah ſie und verneigte ſich. Als er das Geſicht voll zu ihr wandte, wurde die Fürſtin aſchfahl. Er aber ließ ſich ein Blättchen Papier geben und ſchrieb ein paar Worte darauf. Das ſandte er der Kurfürſtin.

Adelheid von Savoyen lachte, lachte, daß ihr Kammermädchen die Hände rang und der Page, der den Zettel gebracht hatte, ſich nur mit Mühe das Grinſen verkniff. Ihr Lachen wandelte ſich allmählich in Schreien. Zitternd ſtand ſie am Fenſter und riß die Flügel auf.

„Oberſt von Reuth", ſchrie ſie hinunter, „den Kopf ihm ab!"

Aus dem Hofe klang das Getrappel der Pferde. Der Gefangene wurde in ein Gefängnis gebracht.

Die Kurfürſtin fluchte und ſchrie, dann hockte ſie ſich in eine Ecke und weinte.

Der Page hatte den Zettel geleſen, ehe er ihn hinauf gegeben hatte. Es ſtand darauf: „Schloßpark Turin 1640, am 10. Mai nachts. Graf Lerma der Vater."

Der Page wußte nicht, daß ſie in dieſer Nacht hinausgeſchlichen war, um den alten Grafen Lerma, den Kammerherrn ihres Vaters, zu treffen. Aber ſie wurde enttäuſcht. Sie erhoffte Glut und fand ſtille Zurückhaltung. Sie wollte ſinnloſe Leidenſchaft und fand Moral. Sie fühlte ſich verachtet und haßte den Alten. Dafür liebte ſie den Sohn. Bei ihm fand ſie Gegenliebe.

Um Mitternacht ſchickte die Kurfürſtin noch einmal einen Boten an den Oberſten. Ob ihrem Befehl Folge geleiſtet ſei. Sonſt möge der Oberſt auf ſeine Belohnung verzichten.

Um halb eins klang von dem Hofe ein Tuſcheln und Rufen halblauter Stimmen. Fackeln wurden in die Ringe an den Säulen geſteckt. Der Kaplan wurde in das Gefängnis gelaſſen. Dann ſchleppten drei Leute einen Block in die Mitte des Hofes. Der Glanz der Fackeln huſchte über die Säulen und hüllte den tiefen Raum in ein unſicheres Licht. Nur die Kurfürſtin, die am Fenſter ſtand, konnte über dem Qualm der Fackeln die Sterne ſehen.

Um ein Uhr wurde der Gefangene auf den Hof geführt. Der Henker ſtand an dem Block und hatte ſich auf ſein Schwert geſtützt. Der Wächter der öffentlichen Moral verbeugte ſich gegen das Fenſter der Kurfürſtin. Sie merkte, daß ſie blaß vor Ärger war. Sie wußte zwar, daß er ſie nicht ſehen, ſondern nur vermuten konnte. Aber daß dieſe Vermutung richtig ſein würde, das wurmte ſie.

Der Hergang war kurz. Ehe der Gefangene aber an den Block ging, wandte er ſich gegen das Fenſter und ſagte laut auf italieniſch: „Adelheid von Savoyen, Graf Lerma der Vater liebt Euch wie immer.“ Dann fiel ſein Haupt.

Um halb zwei klopfte Oberſt von Reuth an die Tür der Kurfürſtin. Eine Dienerin öffnete und fragte ihn, was er wolle. Er wolle zu der Frau Kurfürſtin. Das ſei unmöglich. Die Frau Kurfürſtin ſchliefe. Die Frau Kurfürſtin wiſſe Beſcheid, ſagte der Oberſt unruhig, ſie habe ihm erlaubt, zu ihr zu kommen. Da lachte die Kammerfrau und ſchlug die Tür zu.

Am nächſten Tage wurde Oberſt von Reuth für ſeine treuen Dienſte zum Kommandanten der kurfürſtlichen Truppen in der Pfalz ernannt und erhielt den Befehl, ſofort abzureiſen.

„Weiberlaunen", knurrte der Oberſt, „gottlob, daß der Wein dort gut iſt."

Am nächſten Morgen hörte Stechinelli von der Hinrichtung des Alten. Er war wie betäubt. Das Buch lag auf dem Tiſche neben ihm, und er ſtützte die Fauſt darauf, als der ältere der Pagen ihm den Hergang berichtete. Der Edelknabe hatte die langen Beine weit ausgeſtreckt, die Ellenbogen auf die Lehne des Seſſels geſtützt und preßte die mageren, dünnen Finger gegeneinander, als er die Geſchichte erzählte.

„Die Sache mit der Frau Kurfürſtin und ihm ſtimmte nicht", meinte der Page. „Er hieß übrigens Graf Lerma, ebenſo wie der Fürſtbiſchof von Trient. Es ſtand auf dem Zettel, den ich der Frau Kurfürſtin von ihm überbrachte."

„So", ſagte Stechinelli und ſah ſein Gegenüber von der Seite an. Und er erinnerte ſich unbeſtimmt an das, was ihm der Küſter in Trient erzählt hatte. Ich will die Sache ganz ergründen, dachte er. Aber dieſen arroganten Pagen will ich lieber nicht ausfragen. Er iſt mir zu ſchlau.

Er gelangte über eine große Wendeltreppe in das Zimmer, das an die Gemächer der Kurfürſtin ſtößt. Die Wände waren mit Teppichen behängt; denn die Kurfürſtin liebte es, jeden Schall zu dämpfen. Ihre italieniſche Kammerzofe ſtand am Fenſter und ſah auf die leichten, blauen Wolken, die über den Himmel ſegelten.

„Verzeiht, ſchönſte Jungfer", ſagte Stechinelli, und tat, als ob er erſchrocken ſei.

„Um Gottes willen, Junker, wenn Euch hier jemand trifft."

„Die Frau Kurfürſtin iſt in der Meſſe."

„Kann aber gleich zurückkehren." Er näherte ſich dem Mädchen und zog ſie an ſich. „Die Frau Kurfürſtin kann kommen . . .", flüſterte ſie und hoffte im Inneren, daß er es nicht glaubte.

Sie verſuchte ſich zu wehren — der Form halber. Aber ſeit dem vorigen Tage hatte Francesco viel gelernt. Auch, daß es Widerſtände gibt, die nur überwunden ſein wollen.

Als er nach einer Viertelſtunde den Raum verließ, hatte er Kenntnis von dem Zettel des Alten und von den Worten, die er der Kurfürſtin zugerufen hatte.

Durch ſeine Seele zog eine Verbitterung. Er hatte die feſte Empfindung, als ob brutaler Inſtinkte wegen hier ein feiner Geiſt vernichtet ſei. Er notierte ſich das, was er gehört hatte, in das Buch des Alten; er hatte es noch nicht geleſen, aber er bewahrte es wie ein Kleinod.

Nach einigen Tagen verabſchiedete ſich der Herzog von Hannover von dem ſtrahlenden, heiteren Hofe. Nach einer Reiſe von acht Tagen, gegen Nachmittag, langte der Zug endlich in Hannover vor dem alten Schloſſe an; der Jubel einer ſchauluſtigen Menge umbrauſte den rückkehrenden Landesvater.

## VI

Francesco hatte die Zimmer im großen Turme des Schlosses angewiesen erhalten, und allmählich hatte er sich die Räume behaglich eingerichtet. Seit Wochen wohnte er nun im Schloß und fühlte sich wohl in dem bewegten Leben des Hofes.

Eines Abends blätterte er bei einer Kerze in Platon, als ihm nach längerem Grübeln der Gedanke durch den Kopf schoß: all das Schwere, das Elend, was du gesehen hast — durch wen kam es? Durch die Frauen, die Liebe.

Über seine Seele zog ein Wolkenschatten. Die Seele ist wie ein Garten. In der Jugend blüht und knospt alles in ihr. Die Wege sind geordnet und vorgezeichnet. Reizvolle Tulpen stehen auf den Beeten, und ein süßer Frühling der Hoffnung streift durch die Bäume. Die zittern in einem blühenden Meer, in einer gebannten Woge von Duft. Es sind weiße, lichte Kuppeln und Bogen, durch die der blaue Frühlingshimmel guckt. Dann kommt der Sommer, die Zeit der Hochglut. Die Blumen blühen nicht mehr, nur die „roten Rosen der Leidenschaft"; und in den Winkeln des Gartens, wo kein Fremder hinkommt, wird viel Unkraut zusammengetragen. Die Gewitter prasseln durch die Bäume, und die Schloßen zerschmettern die jungen

Früchte, die angeſetzt ſind. Die Zeit der Ernte naht. Da blüht keine Blume mehr, beſtenfalls ein paar elende Aſtern; nur die Zweige hängen voller nützlicher Früchte; aber die Ecken des Gartens ſind gefüllt mit Unkraut und Schmutz. Eine milde Sonne lacht mit feinem Humor, dem ſchönen Sohne der Reſignation. Dann naht der Winter. Die Erde ruht. Eine Schneedecke breitet ſich aus — und in ihrer Öde reizt ſie zum Traum von dem, was einſt blühte . . .

In Stechinellis Seele zog der junge Sommer. Die feinen Blumen waren zerbrochen, weggeharkt und aufgehäuft als Erinnerungen. Er empfand einen Schmerz über das Scheiden des Frühlings, der ihn faſt phyſiſch quälte. Er empfand es als einen Verluſt, daß die Zeit des Sehnens dahinging; ihn peinigte die Beſtie „Realität", die hinter allen Büſchen lauerte, die von dem großen Kachelofen ſeines Zimmers herablachte, die aus allen Büchern lugte, und die aus jedem Frauenauge ihn anſprach. Die Zeit des Duftes und des Blühens verflog; die Tulpen zeigten den kahlen, grünen Stempel, an dem ein paar zerfetzte Staubgefäße hingen — und die rote Roſe Leidenſchaft war erblüht.

Aus Stechinellis Seele war das phantaſtiſche Sehnen geſchwunden. Er war reifer und männlicher geworden. Er hatte ſich ſelbſt gefunden. Nun kam er in die Zeit, in der der Mann die Frau meiſtens nur als Gefäß ſeiner Lüſte betrachtet. „Nichtswürdig ſind ſie alle." Ihm, als Kind der galanten Zeit, an einem lockeren Hofe, war es vom Schickſal beſonders ſchwer gemacht worden, zu der Erkenntnis zu gelangen, daß die Frau in ihrer wertvollſten Offen-

barung mehr iſt als etwas, das überwunden werden muß.

Nur ſeine große Kinderſeele ſagte es ihm unaufdringlich, wie durch leiſe Harfenbegleitung. Immer wieder klang dieſe Empfindung durch und formte ſich zu einer neuen Sehnſucht. Er konnte durch die Straßen von Hannover wandern, die vorübergehenden Frauen anſehen, und ſich bei jeder einzelnen zitternd fragen: Erſehnt ſie die große Leidenſchaft — oder wie man damals ſagte: die wahren Sentiments? Kann ich ihr helfen? Ich habe ja ſo viel zu geben.

Er hätte ſich hinſtellen, die Arme ausbreiten und ſchreien mögen: Seht mich, ihr Frauen, mein Herz iſt ja ſo übervoll, ich kann ja ſo viel verſchenken. Ich kann eine Welt beglücken.

Aber keine der Frauen las das aus ſeinen heißen Blicken. Man hielt ihn für einen ſonderlichen Jüngling, man bewunderte ſeine ſchöne Statur, die tiefen Augen, den geſchweiften Mund und die weißen Hände.

Wenn er auf die Briefe antwortete, die ihm in Mengen zugeſandt wurden, wenn er zu einem Rendezvous eilte, dann hoffte er jedesmal: jetzt, jetzt endlich kommt das Ereignis — die wahren Sentiments. Und wenn er dann hin kam, ſtand dort eine lächelnde Zofe, eine verſchämte Bürgerstochter, aus denen er nicht drei Worte herausbringen konnte. In ſeiner Verzweiflung küßte er ſie, und ſie hielten ſtill, als ob ihnen das Haar friſiert würde. Sie wehrten ſich nicht, wenn er ſie umfaßte und mit ſich nahm.

Jedesmal, wenn er ein ſolches Geſchöpfchen ſpät abends die Wendeltreppe von ſeinem Zimmer wieder hinunterſchickte, dann war er um ein Erlebnis reicher

— aber er hatte wieder einen Bauſtein zu dem großen Bau des Skeptizismus erworben, der ſo oft das Reſultat eines Lebens zu ſein pflegt. Und er fühlte dann wohl, daß hochbegabte Menſchen nicht glücklich, ſondern nur ruhig werden können.

Dieſes neue Sehnen, das ſich in ihm geformt hatte, trat aber, gedrängt durch die äußeren Ereigniſſe, bald wieder zurück. Er verheimlichte es ſich nicht, daß im Garten ſeiner Seele viel Schmutz aufgehäuft wurde. Das ſinnliche Begehren wurde bei ihm langſam zum Sport, und es reizte ihn ſchließlich, ſpröde und zurückhaltende Frauen und Mädchen gefügig zu machen. Er verpuffte ſeine ſchöne, künſtleriſche Begabung nur für alberne Sonette auf irgendeine Chloë oder Tisbe, daß er ſchließlich immer einige Verſe in der Taſche trug, um ſie paſſenden Falles anzubringen. Er führte wochenlange Kämpfe mit irgendeiner ſtarrköpfigen Frau, nicht ohne gleichzeitig drei bis vier andere zu vergöttern, und oft mußte er von einem zum anderen Stelldichein reiten, damit er niemanden verſäumte.

In den Stunden der Einſamkeit, die er dann in ſeinem Turmzimmer zubrachte, überkam ihn der Ekel. Wozu das alles? Es war nur eine unſagbare Eitelkeit in ihm, von ſo vielen geliebt zu werden — und er wäre raſend geworden, wenn er gehört hätte, daß eine ſeiner Geliebten ihm untreu ſei.

Seine kräftige Natur hatte eine Freude an dieſer Jagd: rein phyſiſch war ihm ein ſolches Leben eine Befriedigung. Aber der Garten der Seele — da lagen die verdorrten Zweige und Blüten.

Dann konnte er wohl wieder flehen: Götter, Götter, gebt mir die eine, die Frau, die ich liebe — dann

will ich den ganzen Plunder lachend beiſeite werfen. Aber er erhielt nur die törichten Liebesbriefe, und die Frau, die er erſehnte, kam nicht.

Zu tun hatte er wenig. Der Herzog ließ ihn ausbilden, das heißt: ab und zu kam ein Lehrer, mit dem Stechinelli die Alten las. Daran hatte er Freude, und die beiden Sprachen waren ihm geläufig von Venedig her.

Im übrigen ritt er mit dem Herzog auf die Jagd und ging ſeinen eigenen Vergnügungen nach.

Eines Tages im November des folgenden Jahres 1657 ſagte ihm ſein Lektor: „Wir werden eine ſonderliche Freude haben. Komödianten ſind dieſen Morgen eingezogen und geben heute die erſte Vorſtellung."

Francesco, der in einem hohen Eichenſtuhle, mit dem Geſicht vom Fenſter abgewandt, ſaß, fühlte, daß er errötete. Aber er machte ſich die leichte Dämmerung, die von draußen in das Zimmer drang, zunutze und legte das Buch hin, in dem er ſoeben geleſen hatte. „Laßt uns plaudern, Meiſter", ſagte er, „Zwielicht verdirbt die Augen, und der göttliche Platon darf feiern. Welcher Art iſt die Truppe, die kommt?"

„Es iſt eine Venediger Opera", meinte der Gelehrte und ſtrich ſich mit den langen Fingern über die Stirn, daß die Perücke ſich verſchob, „der Direktor heißt Buccolini."

„Aha, der" — Francesco trommelte auf den Tiſch, „den kenne ich. Das iſt ein bekanntes Enſemble. Ihr ſolltet einmal ihre klaſſiſchen Stücke ſehen. ‚Die Arbeiten des Heracles' beiſpielsweiſe. Das iſt ein bedeutendes Werk."

Der Lehrer lächelte. „Schaubühnen ſind nichts für mich. Die edle Kunſt braucht keine Interpretation

durch Dirnen und leichtfertige Männer. Glaubt mir: wenn ich meinen Homer leſe, dann iſt mir wohler, als wenn mir eine leichtgekleidete Weibsperſon vorzutäuſchen ſucht, ſie ſei die Tugend oder die Liebe."

Francesco lachte. „Nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten", meinte er nur.

Der Lehrer ſchloß ſeinen Platon. „Müßte eine gar törichte Mutter ſein, die das tut", antwortete er. „Aber in dieſem Sündenbade iſt gar kein Kind, was auszuſchütten wäre." Dann gab er ſeinem Schüler die Hand und ging langſam die Treppe hinab. Francesco ſah ihn, wie er über den Platz ging, während der Herbſtwind die Locken ſeiner Perücke durchwirbelte und den ſeidenen Mantel eng an den mageren Rücken preßte.

Dann trat Stechinelli ins Zimmer zurück, ſuchte ſich unter ſeinen Degen eine beſonders ſchöne Waffe aus, nahm Hut und Mantel und verließ das Schloß.

Er ging langſam durch die Straßen, die von Schmutz ſtarrten. Der Novemberwind rattelte an den Fenſterläden, und eine gleichmäßige Dunkelheit machte die Paſſage nicht ungefährlich. Aber ſein Streben ging dem Kirchplatze zu. Seinen Körper umfloß es wie Muſik. Etwas unſagbar Großem glaubte er entgegen zu gehen. „Zenobia Barbara Buccolini — ja, du wirſt mir die Erfüllung meines Sehnens geben. Du Gruß der ſchönen Venezia. Du haſt mich aus der Phantaſterei befreit, die mich umfangen hielt. Du wirſt auch das letzte Sehnen ſtillen. Vor dir will ich knieen, dich ſollen meine Verſe preiſen. Ich will mich dir weihen, wie ſich die Ritter auf Malta dem heiligen Kreuz geweiht haben."

Francesco war trunken vor Glück. Er trug alles, was er an Illusionen in sich hatte, auf diese Frau, diesen Namen zusammen. Sie sollte, mußte so sein, wie er sie erträumte. Alle Sehnsucht seines zuckenden Herzens war wieder wach geworden; er warf sie in die kleine Bude, neben der Marktkirche, durch die der Novembersturm pfiff. Er hatte seiner Seele Segel gesetzt, und sie schoß ihm voraus, dem Theater zu.

Noch war das Zelt dunkel. Francesco irrte um den sorglos aufgebauten Musentempel und suchte vergeblich, irgendein menschliches Wesen aufzutreiben. Ein kleiner Junge saß vor dem größten Wagen und spielte mit einer Katze. Stechinelli ging auf ihn zu; trotzdem es ein Kind war, mit dem er sprach, fühlte er sich befangen. Er glaubte, ein jeder müsse ihm die Leidenschaft am Gesichte ablesen. Daher schlug er den Degen wie spielend gegen die schönen, geraden Beine und fragte mit möglichst gleichgültigem Ton: „Wo sind denn die Komödianten?"

Das Kind trieb die Katze im Kreise umher und hörte nicht auf die Frage. Es lachte, wenn das prächtige weiße Tier sich ängstlich um eine Pfütze drückte und einen Buckel machte. Stechinelli sah diesem Spiel einige Zeit zu. Dann wurde er ungeduldig, als er immer noch keine Antwort erhielt und sagte schließlich: „Höre mal, mein Sohn, ich bin nicht gewohnt, daß man mich warten läßt. Ich bin vom Hofe des Herzogs."

Das Kind unterbrach sein Spiel nicht. „Wäret Ihr wirklich vom Hofe des Herzogs", meinte es nach einiger Zeit, während es in seiner geduckten Stellung verharrte und nur den Kopf hob, „dann würdet Ihr mich nicht fragen, sondern dann wüßtet Ihr, daß die

Komödianten im Schloßtheater ſpielen, wozu der Herr Herzog ihnen die Erlaubnis gegeben hat."

Stechinelli lachte ein wenig verärgert. „Du ſcheinſt auch nicht bei der Beſcheidenheit in die Lehre gegangen zu ſein", erwiderte er und verließ eiligſt den Platz, mit dem Gefühl der nicht gelöſten, ſondern noch weiter geſteigerten Spannung.

Seine Erwartung hatte ſich in ein phyſiſches Zittern gewandelt. Sein Herz arbeitete lebhaft, die Bruſt war ihm zu eng und der Atem ſchwer. Er merkte, daß er durch den Mund atmete und die Luft heftig aus und ein führte.

Er hatte dasſelbe Gefühl, als wenn er im Sattel ſaß und hinter dem Sechzehnender herjagte, dieſes Empfinden, daß ſich der Pferdeleib nicht genug ſtrecken, der Körper nicht weit genug vorlegen kann.

Das iſt ein Gefühl, das noch verſtärkt wird, wenn ein Hindernis genommen, das Pferd über die Hürde geſchoben iſt, und nun die Bahn wieder frei vor einem liegt. Da vorn raſt der Hirſch, den Kopf weit zurückgelegt, er rennt haſtiger, kürzer als das Pferd, wie die verzeichneten Roſſe auf den Kupfern von Riedinger.

Als Francesco durch die engen Straßen zurückeilte, ſtockte er plötzlich. Eine Frau ſaß am Wege. Er hätte ſie in der Dunkelheit faſt getreten. Die Frau hatte ein Kind im Arme. Francesco griff in die Taſche und wollte ihr ein Geldſtück hinreichen. Er war mildtätig aus Schamgefühl.

Aber die Arme lachte rauh. „Nicht ſo, Junker", ſagte ſie. „Ich wollte Euch nur etwas ſagen." Sie hatte ſich aufgerichtet und hielt ihm das Kind entgegen. „Kennt Ihr das Kind?" kreiſchte ſie. „Es iſt das Eure."

Francesco ſchüttelte den Kopf.

„Erinnert Ihr Euch noch des Morgens im Zimmer der Kurfürſtin in München? Es iſt von Euch. Ich bin Euch nachgereiſt mit den Komödianten", knirſchte die Frau. „Ich war die Zofe der Frau Kurfürſtin."

„Laßt mich in Frieden", erwiderte Stechinelli unwillig. „Was geht mich das an?"

„Habt Ihr nicht mit mir die Stunde zugebracht?"

„Gewiß hab' ich das. Aber woher ſoll ich wiſſen . . ."

„Ich weiß es", ſchrie die Bettlerin, und Francesco fühlte in der Dunkelheit die ſchmerzende Glut ihrer Augen. Sie richtete ſich hoch auf, trat dicht vor den Pagen und hielt ihm das Kind hin. Da ſchrak Stechinelli zurück. Das Kind war tot. „Wißt Ihr, Junker", fauchte ſie, „ich habe die Sterne gefragt. Das war kein gewöhnlich Kind, das ich im Arme hatte. Das ſollte ein Held, ein Krieger werden, der Millionen von Menſchen opfern mußte. In den Sternen ſtand es: durch Blut ſollte er gehen, und viele Mütter würden durch ihn weinen. O, ich hörte ſie ſtöhnen, alle, die jetzt in weichen Windeln liegen, während er frieren mußte. Dann aber hat das Schickſal es anders beſchloſſen: das Kind ſtarb in meinen Armen. Es verhungerte. Ihr wart ſchuld daran, daß es geboren wurde. Gott war gnädiger als Ihr. Er hat es ſterben laſſen." Sie küßte den kleinen Körper, wickelte ihn feſt in ein Tuch und lief damit von dannen. Die Dunkelheit nahm ſie auf.

Stechinelli ſchauderte. Unſinn. Tollheit. Und wenn es wahr geweſen wäre? Wenn ſie recht ge-

habt hätte, wenn dieſes Kind wirklich ein Bluthund — — —

Stechinelli ging langſam weiter. Er jagte den Hirſch nicht mehr.

Er wußte ſelbſt nicht, daß er dem dritten Hofe des Schloſſes zuſtrebte. Ein ſchwarzer Schmetterling hatte ſich auf die purpurfarbene Roſe Leidenſchaft niedergeſetzt und hatte ſeinen breiten Flügel über ihre ſtraffen, duftenden Blätter gedeckt.

Was war dieſe Frau ihm geweſen? Ein Mittel zum Zweck, um etwas über Graf Lerma zu erfahren. Da ſie hübſch war, machte er es durch die Sinne. Was war ſie aber ſchließlich ſeinem heißen Sehnen geweſen? Ein Etwas, ein Fünkchen in ſeinem Ringen mit der Sehnſucht. Wie gern könnte ſie fehlen in der Reihe derer, die ihm geworden waren.. Und nun, nun kam dieſes erſchütternde Abenteuer, das er längſt vergeſſen hatte und trat ihm entgegen als etwas Fürchterliches, Gewaltiges; nun formte ſich dieſes Samenkorn zu einem Ereignis von ſolch niederdrückender Größe, von einer Grauſamkeit, wie er ſie noch nicht kennen gelernt hatte.

Warum gerade von ihr aus? Warum war es keine große, erſchöpfende Leidenſchaft, warum war es eine Tändelei geweſen? Es iſt ſinnlos, dachte er, daß ſich aus ſolchem Nichts ein Gebirge erhebt, das ſich mir als Erinnerung in den Weg legt.

Francesco Maria, die Größe der Folgen unſerer Taten iſt nicht nach einem Finalgeſetz zu berechnen. Ob groß oder klein, gewaltig oder jämmerlich: das iſt würgender Zufall.

Und was iſt geſchehen, ſuchte Stechinelli zu überlegen. Ein Kind iſt verhungert, ein Kind, das noch

nicht leidet, weil es noch nicht denken kann. Leiden iſt eine gedankliche Tätigkeit. Wem iſt eigentlich ein Übel zugefügt? Mir, ihr, dem kleinen Baſtard, der Welt?

Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn, als er durch das Ehrenportal in den großen Hof ſchritt. Das Gewirr von Stimmen, das Stampfen edler Pferde, die Unterhaltung der Diener und Sänfteträger brachten ihn auf andere Gedanken. Alles, was zur Geſellſchaft gehörte, war perſönlich von den Schauſpielern eingeladen worden, der Eröffnungsvorſtellung beizuwohnen. Auch in Stechinellis Wohnung hatte inzwiſchen irgend jemand eine Einladung geſtammelt. Der hannoverſche Diener hatte aber den italieniſchen Komödianten unſanft aus der Tür gewieſen, weil er glaubte, daß dieſer fremde Gaſt doch nur ſtehlen wollte.

Das Theater, ein kleines Fachwerkgebäude in der Mitte des dritten Hofes, enthielt außer der Bühne und den dazugehörigen Räumen ein großes Logenhaus und das Parkett. Letzteres war eine Art von neutraler Promenade, wo man luſtwandelte, während des Schauſpiels oder der Oper Freunde begrüßte, ſich an die Brüſtung der unteren Logen lehnte und mit den Inſaſſen unterhielt.

Francesco kam zur rechten Zeit; der Herzog war ſoeben in ſeine Loge getreten, und die Oper begann. Man ſpielte wieder irgendein mythologiſches Werk, und ſo ſah Stechinelli die Frau, die er zu lieben glaubte und wünſchte, zuerſt in einem Koſtüm wieder, in langer Perücke, mit einem Bogen, als Diana.

Francesco fühlte ſich in der Loge der Pagen be-

engt. Er mischte sich unter die Lustwandelnden im Parkett und tauschte Grüße und Händedrücke.

Das Ereignis, das hinter ihm lag, sank bei diesem Glanz, bei dem Flackern der Kerzen, bei der Pracht der Kleider und bei der Schönheit der Sängerin in die Welt des Gegenstandslosen. Die Macht des Realen trat wieder in Wirkung, und wenn Francesco den brennenden Blick irgendeiner Dame auffangen konnte, dann sog er ihn ein, daß seine Seele schauerte vor Entzücken. Zwischendurch aber nahte wieder die Qual der Selbstvorwürfe, dieses innere Fragen: „Bist du verdorben, oder ist es deine eigenste Natur, daß du so unberührt an dem allen vorüber schreitest?" Er wußte es nicht. Und auf einmal lachte er laut, als er sich des furchtbaren Ereignisses erinnerte. Es war so unerwartet gekommen.

In der Pause schickte er einen Diener mit einem Billett an Barbara Buccolini. Er pries sich in dem Billett glücklich, daß dieser Stern aufgegangen sei über der Heide, ein Stern, der von der süßen Musik der Sphären noch Kunde gäbe, wie sie uns Platon schildert.

Sehr feinsinnig für deine Zeit, Francesco. Und wie gut gewachsen bist du dazu. Die Signorina mustert dich in der Pause durch das Loch im Vorhang. Sie wird deinen Worten wohl Geschmack abgewinnen.

Francesco hatte sich inzwischen wieder von den Gedanken einfangen lassen. Er quälte sich mit dem wahnsinnigen Problem: Warum ist dieses Kind kein Kind einer großen, tiefen Glut gewesen, warum nicht von Barbara Buccolini? Welch eine natürliche Fort-

ſetzung der ſelbſterwählten und ſelbſterkämpften Liebesglut. Aber dieſe Kammerzofe . . . Äh —

Da ſetzte das Orcheſter wieder ein. Eine ſchwüle, ſinnliche Muſik, ſchwer und pompös wie die Gewänder eines Kirchenfürſten. Die hellen Töne der Geigen blitzten wie der Edelſteinſchmuck ſeiner Hände, und dann wurden ſie aufgeſogen von der purpurnen Glut der Trompeten.

Er ließ ſich durch dieſen Klang zurückführen zu dem Abend, an dem er dem Venezianer gegenüberſtand. Er ſah das purpurrote Blut zwiſchen den weißen Zähnen durchquellen, dieſes helle Blut, das er aus dem kalten Herzen mit der Klinge geholt hatte. Wie das rieſelte — dieſes helle Blut, ſtoßweis, wie die Trompetenſtöße, und dann . . .

Der Vorhang rauſchte auseinander. Zenobia Barbara Buccolini, in einen Schleier gehüllt, ſaß an einer Quelle und ſang eine Arie. Von dem Geliebten, den ſie erwartete, von der Nacht und den goldenen Sternen.

Sie ſang für Francesco. Das „Herrlicher", das „Geliebter", all dieſe glücklichen Worte, die den Königsreif des Glücksboten tragen, dieſe Worte ſchmetterte ſie hinaus, ſeufzte, ſchluchzte ſie — und Francesco empfand, daß all das allein ihm gelte. Er fühlte, daß die Fortſetzung jenes Kampfes mit dem Venezianer ſich wiederholte, er fühlte — was wir ſo oft fühlen, freilich meiſt ohne Möglichkeit einer Rechenſchaftslegung über das „wo" und „wann" — daß er dieſe Situation ſchon einmal durchlebt habe, daß alles ſeinen vorgezeichneten Gang geht und wie ein Uhrwerk abläuft. Er glaubte aber auch, daß er es nicht nur in Bozen, ſondern

in längſt vergangenen Zeiten ſchon einmal alles zuſammen — auch dieſe Wiederholung von Bozen und Hannover — erlebt hatte, daß er ſchließlich eine Karte in dem großen Kartenſpiel des Immerwiederlebens ſei, einmal ein Atout, und dann wieder einmal ein wertloſes Blatt, das auf den Haufen geworfen wird, weil es nicht mitzählt.

Als er verſuchte, während eines muſikaliſchen Zwiſchenſpieles ſein Empfinden in Verſe zu bringen — er dichtete gern, wenn er Muſik hörte und nannte ſie wohl ſcherzweiſe die Geburtshelferin der Poeſie — da zupfte ihn jemand am Rock. Ein kleines Mädchen hielt ihm das Antwortſchreiben der Buccolini hin. Er nahm haſtig den Brief und las ihn beim Schein einer Kerze, die an der Tür brannte.

„Retter und Freund" nannte ſie ihn und verſprach ihm, als Stern um ſeine Sonne zu kreiſen, daß die Welt ſtaunen ſolle über dieſen hellen, venezianiſchen Planetenhimmel. Er möge eine halbe Stunde nach dem Schluß des Theaters auf ſie warten.

Francesco lächelte. Er wandelte in der Pauſe im Parkett auf und ab; er ſprach verbindlich und höflich mit dem Hofmarſchall von Grapendorf, lobte den feinen Geſchmack des Herzogs und lächelte wieder, als der Hofmarſchall über die Koſten ſtöhnte. „Denn der Herzog wird ſich in ſeiner Güte ja doch dazu bereit erklären, für alles aufzukommen, was den Komödianten an Unkoſten erwächſt."

„Warum ſoll ein Fürſt nicht großmütig ſein?"

„Das darf er ſchon", meinte Herr von Grapendorf, „aber er ſoll ein wenig mit dem Gelde haushalten. Großmütig ſein mag er gegen die hungernden Bauern."

„Mißgönnt dem Herzog die Freude nicht", entgegnete der Page. „Es wird ihm ſchwer genug, Venedig zu meiden. Nun macht es ihm nicht zu ſchwer."

Aber Herr von Grapendorf ſchüttelte den Kopf. „Hat nie Gutes gebracht, der Venusberg an der Adria, für unſere Fürſten. Pomp und Lockerkeit bringen ſie mit. Sie gehen jeder Empfindung nach. Das iſt genau ſo, als wenn ich auf der Hühnerjagd jeder Fährte nachginge, die der Hund unterſucht. Daß ich ein Narr wäre."

„Was hat Venedig ſonſt für Unheil gebracht?" meinte Francesco.

Grapendorf zog die runden Augenbrauen hoch und ſah ſein Gegenüber an. „Hat es nicht den vermutlichen Nachfolger des Herzogs in Hannover, ſeinen Bruder, Herrn Herzog Johann Friedrich, jetzt doch zum papiſtiſchen Glauben geführt? Wird Hannover nicht ein Pfaffenneſt, wenn der kranke Bruder in Celle ſtirbt, unſer Herr die Regierung von Celle übernimmt und hier der Papiſt einzieht? Iſt's nicht eine Schande, daß Herr Johann Friedrich konvertiert hat? Glaubt nicht, daß es Gewiſſensnot war. Prunk und Glanz haben ihn beſtochen, Freude an den Dingen der Welt. Eitel Blendwerk, hölliſcher Plunder haben ſeine hochfürſtliche Seele dem Antichriſt in die Arme geführt. Und wenn er hier herrſchen wird? Cujus regio, ejus religio. Wes die Gewalt, des der Glaube. Gott ſchütze dies Land."

Stechinelli ſah ſein Gegenüber an. „Wißt Ihr, daß ich katholiſch bin, Herr Hofmarſchall?"

Grapendorf ſchüttelte den Kopf. „Wollt Euch nicht beleidigen, Junker. Iſt immer noch meine Mei-

nung. Ich bin krank und fühle, daß es bald mit mir vorbei iſt. Und wenn ich dann ſterb, denn bin ich alt, dann werd ich im Himmel bitten für dies Land und für Euch.“ Er nickte, ging grüßend durch den Saal und ſchüttelte im Vorübergehen ein paar Bekannten die Hände. Bald ſetzte er ſich in einen Seſſel an der Wand und wiſchte ſich die Stirn unter der großen Lockenperücke.

Francesco trat zu den Töchtern des Präſidenten von Bülow und ſcherzte mit ihnen. Er, durch deſſen Kopf ſoeben noch die wildeſten Probleme jagten, konnte jetzt heiter und kindlich lachen, er konnte mit ſeinen Blicken die tiefliegenden Augen der älteren Schweſter ſtreichen und konnte die ſcharfen Worte entgegennehmen, die dieſe beweglichen, feingeſchnittenen Lippen hervorſchleuderten, während die Naſenflügel bebten und die Augen blitzten. Er entzückte ſich an der ſenſiblen Unruhe, die den Körper durchzitterte, wenn ein Wort der ſpöttiſchen Entgegnung aus dem Munde der Dame gefallen war. Sie war ein vornehmer, raſſiger Typ, während die jüngere kräftiger und bewußter als die Schweſter war. Francesco genoß den Reiz, der von den kultivierten, verfeinerten Schweſtern ausging, den Reiz unverfälſchter Geſundheit, geruhigter Tradition und echter Bildung.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand er am Ausgang des Theaters und wartete auf Barbara Buccolini. Er ging langſam auf und ab, und zuckte zuſammen, wenn er ein Raſcheln an der Tür hörte. Ein paar welke Blätter hatten ſich dorthin verirrt, und der Novemberwind preßte ſie kniſternd in die Ecke.

Endlich hörte er ein leichtes Knacken der Holztreppe im Theatergebäude. Bald öffnete ſich die Tür, und

Barbara Buccolini ſah hinaus. Francesco ging eilends auf ſie zu. Sie reichte ihm ihre beiden Hände, die er mit tiefer Glut küßte. Dann nahm er ſie ſacht an ſich. Sie legte ſich in ſeinen Arm — er preßte ſeine Lippen auf die ihren.

Wolkenfetzen hingen über den Türmen und den zackigen Giebeln des Schloſſes. Der Wind wirbelte die braunen, herzförmigen Lindenblätter durch den Hofraum. Es lag eine tiefe, weite Dunkelheit zwiſchen den Gebäuden. Durch den Torbogen flackerte ein kleines, fernes Licht aus einem Fenſter des Mittelhofes.

Francesco führte ſeine Geliebte die Wendeltreppe hinauf. Die Schauſpielerin ſchwankte auf den flachausgetretenen Stiegen und klammerte ſich feſter an ihren Begleiter. Francesco ſah ihre weißen Hände, die auf ſeinem dunklen Gewande lagen, er ſah das klaſſiſche Profil, und er legte ſeinen Arm um ihren Nacken. Sie ſank an ſeine Bruſt, als ſie im Turmzimmer anlangten. Die Lichter des Kamins flackerten auf ihrem ſchönen Hals und ließen ihre zarte Haut von der Farbe matter Nelken in ſüßem Schimmer erglühen.

„Geliebter", flüſterte ſie.

Er rückte den großen Wappenſtuhl an das Feuer und nahm ſie auf den Schoß.

„Geliebte", ſagte er leiſe und preßte ſeine Wange an die ihre.

Das Feuer kniſterte. Die Funken krochen wie Leuchtkäfer an den Eichenſcheiten entlang, überſchlugen ſich, ſprühten in den Kamin hinein, als ob ſie hinaus in die Nacht wollten, zu ihren vornehmen Schweſtern, den Sternen. Eine breite, blaue Flamme, ſchön wie

ein Schlangenhaupt aus tropiſchen Ländern, ziſchte empor. Ihr Schein tanzte über die Schuhe des Pagen, über die weißen Strümpfe der Schauſpielerin, er huſchte über die gedrehten Beine des Eichentiſches, und wie ein Waſſervogel mit den Schwingen flattert, ſo flatterte er auf den dunkelen Hölzern der Wandbekleidung und irrte ruhelos über die blanken Zinnkrüge auf den Paneelen.

Barbara Buccolini ſtarrte in den Kamin.

„Liebſter, Geliebter", ſagte ſie leiſe.

„Geliebte", erwiderte Francesco. Und nun empfand er etwas Furchtbares. Er empfand, daß ſeine Seele empor glitt, weg, weit weg, über dieſe Frau, von der er die Erfüllung ſeiner Träume gehofft hatte. Er hätte ſchreien mögen: „Bleib, bleib. Wohin gehſt du, meine Glut? Wohin, du zitternder Glanz, warum jauchze ich nicht? Sie iſt ja die Herrlichſte, das Ziel meines Sehnens." Aber ſeine Gedanken weilten bei den Sternen. Er ſehnte ſich nach etwas unſagbar Großem — nur nicht nach dieſer Frau, die auf ſeinen Knieen ſaß. Sie war ihm fremd, weltfremd.

Er ſah nur dieſes ſchöne Geſicht, wie es die Italiener malen, dieſe ein wenig zu beweglichen Lippen, die immer zitterten, er ſah die Augen, die den Edelſteinen ſpäter Statuen glichen — aber er war irgendwo im Äther, nur nicht bei ihr.

Eine bleierne Trauer überkam ihn. Und eine andere Empfindung trat dazu. Er ſchämte ſich. Er fühlte ſich verpflichtet, ihr die Leidenſchaft entgegenzubringen, deren Beſtehen er ihr vorgejauchzt hatte. Und ſo küßte er ſie denn von neuem, und die entflohene Glut ſeines Geiſtes erſetzte er durch die entfachte Glut ſeiner Sinne.

Die Flamme ziſchte hoch auf. Das Holz knackte. Francesco fühlte eine dörrende Hitze an den Füßen, aber er achtete ihrer nicht.

Wo iſt deine Glut, Stechinelli, die Glut deiner Seele? Wo iſt die olympiſche Größe, mein Freund, von der du träumteſt —?

„Ihr ſeid ſo ſtill geworden, mein Geliebter", flüſterte die Buccolini nach einiger Zeit des Schweigens und preßte ihre heiße Wange an die ſeine.

„Es iſt mir ſo ſonderlich", entgegnete der Page und zog endlich die Füße vom Feuer zurück.

„Wieſo? Glaubt Ihr nicht an meine Liebe?"

„Warum ſollte ich an ſie nicht glauben?"

„Meine Liebe iſt ein gar eigenes Ding — du mußt ſie fein hüten und mußt vorſichtig ſein. Sie iſt wie ein junger Vogel, der der Sonne zufliegt. Irgendwo aus ſeinem dunklen Käfig hinaus, nur ins Helle hinein."

Francesco wußte nichts darauf zu ſagen.

„Das ſind wohl die wahren Sentiments, die Ihr habt für mich?" meinte er nach einiger Zeit des Schweigens.

„Möglich, ſo wahr als ſie bei mir ſein mögen."

„Was heißt das?"

„Meine Sentiments ſind wie der Bogenſchuß aus einem Mörſer. Er iſt abgegeben, und die Kugel fliegt hinter die Deckung. Wer in den Schuß läuft, oder wer dort ſteht, wird getroffen. Ihr ſeht: mit der Wahrheit der Sentiments iſt es nicht viel beſſer als mit dem Zielen der Stückknechte."

Francesco war aufgeſtanden und hatte aus dem hohen Wandſchrank eine geſchliffene Karaffe und zwei Pokale geholt. Der Feuerſchein ſuchte das braun-

rote Glas zu durchbrechen, zu zerſetzen, und der gelbgoldene Faden des Weines fiel trüb in die metallene Dunkelheit der Trinkgefäße.

Er hob einen der Pokale.

„Und ich bin in den Schuß gelaufen", ſagte er lachend. „Laßt uns auf ein gutes Treffen trinken."

Als ſie die Gläſer hoben, klangen Tritte vom Vorplatz her. Es wurde an das Zimmer geklopft und eine Stimme fragte: „Seid Ihr zu ſprechen, Junker?"

„Was gibt es?" entgegnete Francesco.

„Man wünſcht Euch."

„Wer?"

„Der Herr Hofmarſchall von Grapendorf. Der Herr Hofmarſchall iſt plötzlich ſchwer erkrankt. Er redet nur von Euch. Er möchte Euch ſehen."

„Ich komme ſofort. Geht vor. Habt Ihr Fackeln?"

„Ja."

„Gut, erwartet mich an der Schloßwache vor dem großen Hof."

Niemals iſt wohl ein Zuſammenſein paſſender geſtört worden als dieſes. Francesco war es wie ein Gefühl der Befreiung, und dennoch ſagte er der Schauſpielerin ein paar wehleidige Worte und verſprach ihr ein baldiges Wiederſehen.

Er geleitete ſie die Treppe hinab und führte ſie zum Theatergebäude, in deſſen Räumen die Schauſpieler jetzt nach dem Befehl des Herzogs hauſten. An der Tür küßte er ſie noch einmal und ging eilends über den Hof, durch den Bogen, in dem ſich die Dunkelheit fängt, auf den großen Schloßplatz. Er

ſah die Windlichter, die am Wachtlokal ſchwankten — ſah das ſcharfe Profil des Wachthabenden und hörte einzelne Worte aus ſeiner Unterhaltung mit dem Grapendorfſchen Diener.

Francesco ging auf die beiden Männer zu. Der Wachthabende grüßte und ſagte: „Wie ich höre, geht es dem Herrn Hofmarſchall recht ſchlecht.“

„Er liegt im Sterben“, ergänzte der Diener.

„Iſt zwar alt genug dazu“, reflektierte der Offizier.

Stechinelli hüllte ſich feſt in ſeinen Mantel. Alſo zum Sterben lud man ihn. Der erſte Abend der Leidenſchaft zu der Buccolini ſollte von zwei Toten eingerahmt ſein.

„Laßt uns gehen“, ſagte er leiſe und grüßte den Offizier. Dann ſchritt er mit dem Diener in die Dunkelheit.

Das Grapendorfſche Haus lag in der Nähe des Gebäudes, das ſpäter Herr von Leibnitz bewohnt hat. Es war ein hoher, engbrüſtiger Bau mit vergitterten Parterrefenſtern. Das Eiſenwerk der Gitter war nach unten weit ausgebaucht und trat oben ſanft zurück, ſo daß die Vergitterung eine Profillinie bekam, wie ſie den in Brokat geſchnürten Frauen der deutſchen Spätrenaiſſance eigentümlich war. Eine nach außen gebogene Steintreppe ging auf einen engen Vorplatz, der wieder in ein Treppenhaus mündete; dort führte eine Holzſtiege mit flach geſchnitztem Geländer in den erſten Stock. Gleich linker Hand im erſten Stock befand ſich das Schlafzimmer des Hofmarſchalls, und hier lag Herr von Grapendorf in einem gewaltigen Himmelbett mit gedrehten Füßen und Säulen, die einen Baldachin trugen.

Herr von Grapendorf ſtöhnte leiſe und wandte ſich an den Arzt, der neben ihm ſtand und ſeinen Puls hielt.

„Iſt's bald vorbei?“ fragte der Hofmarſchall mit halber Stimme. Die Öllampe flackerte, und Grapendorf fuhr fort: „Bin wohl nicht mehr als ein Lichtlein, dem das Lebensöl fehlt.“

Der Arzt ſchüttelte den Kopf. „Gottes Güte iſt allmächtig. Man kann nicht wiſſen, ob Ihr morgen nicht wieder ein geſunder Mann ſeid.“

Aber Grapendorf lächelte. „Hab's gefühlt, ſchon heute abend bei der Opera. Iſt mir auch lieb, daß ich aus einer Welt gehen kann, wo nackte Weibsbilder das Szepter führen. Gott gnade dem Lande Hannover.“

„Ihr müßt Euch nicht ſo erregen, Herr Hofmarſchall“, beruhigte der Arzt.

„Erreg mich auch nicht. Seh nur eine böſe Zukunft. Der lutheriſche Glaube iſt bedroht, wenn des Herrn Herzogs Bruder Johann Friedrich hier ins Land zieht und ſeidene Soutanen an den Ufern der Leine rauſchen. Herr Gott, ſchütze den lutheriſchen Glauben.“

Die Treppe knackte. Vor der Tür wurden leiſe Worte gewechſelt. Dann betrat der Hauptpaſtor zu Sankt Georgi, Herr Valentin Heeger, das Zimmer. Es war ein großer, hagerer Mann mit ſtolzen, kalten Augen und ſchönen, wohlgepflegten Händen.

Grapendorf hob ſich ein wenig und ſank dann in die Kiſſen zurück. „Ihr dürft Euch nicht überanſtrengen, Herr Hofmarſchall“, mahnte der Arzt.

Grapendorf verſuchte wieder zu lächeln. „Tu ich

nicht, werteſter Freund. Aber Ihr müßt jetzt Euren Platz wohl dem hochwürdigen Herrn überlaſſen."

Der Medikus ſtand auf und ließ mit einer kühlen Verbeugung den Hauptpaſtor zu dem Kranken.

„Iſt gar bald zu Ende", ſtöhnte der Hofmarſchall.

Der Paſtor ſetzte ſich auf den Bettrand.

„Unſer Herrgott iſt groß, gewaltig und gütig, er iſt die Gnade und Milde, und wer in ſeinem Namen ſtirbt, der wird leben ewiglich. Amen. Und ſo ermahne ich Euch . . ."

In dieſem Augenblick öffnete ein Diener die Tür. „Der edle Junker Stechinelli."

Der Page trat ein. Er verbeugte ſich tief und wartete am Eingang des Zimmers. Seine Augen flackerten in dem Gemach umher. Aber alle Dinge hatten nur Farbe und keine Form. Aus der Bettſtatt leuchtete die hohe Stirn des Hofmarſchalls, die nicht wie ſonſt von einer Perücke bedeckt war. Am Ende der Bettſtelle erkannte der Page das Grapendorf-Bodendiekſche Allianzwappen, das in breitem Schnitzwerk gearbeitet und mit leuchtenden Farben bemalt war. Durch dieſe unbeſtimmte Dämmerung klang die harte Stimme des Geiſtlichen, ohne daß er ſich durch das Eintreten eines Menſchen ſtören ließ.

„Seid Ihr nicht daran ſchuld, daß der Herr Herzog ſich in Italien aufgehalten hat, im Lande der Papiſten und Ketzer, daß er dieſen Sündenpfuhl Venedig geliebt, daß er dort gebuhlt und gehurt hat?"

Der Hofmarſchall ſchüttelte den Kopf.

„Hab' ihm gar oft geſchrieben, er möcht zurückkehren, aber er hat mir geantwortet, wenn ich einmal hinkäm, würd ich nie wieder nach Deutſchland begehren."

Der Prediger ſtreckte die mageren Arme in die Höhe und ſtöhnte. „Und das iſt ein Fürſtendiener? Was wird der Herrgott ſagen, wenn Ihr ihm antworten müßt: ‚Ich konnte ihn nicht zurückbringen?‘ Er wird ſagen: ‚Daß der papiſtiſche Glaube das Land Hannover bedroht, daran ſeid Ihr allein ſchuld. Ihr hättet den Herzog zurückziehen müſſen, ihn und ſeinen Bruder.‘“

Der Hofmarſchall richtete ſich halb auf.

„Hab’ meine Pflicht getan, hab’ geſchrieben und wieder geſchrieben. Hab’ die Wahrheit geſchrieben als ein Edelmann.“

„Das habt Ihr nimmer getan. Ihr habt dafür geſorgt, daß die Herren Herzöge fernblieben, auf daß ein aufrühreriſcher und gewinnſüchtiger Adel hier die Herrſchaft an ſich riſſe, um die Gewalt zu erlangen im hannöverſchen Lande.“

Ein Ziſchen erklang vom Bett. Stechinelli fühlte, daß ſich jetzt etwas ereignen müſſe, was dem ganzen Leben dieſes vornehmen Hofmannes widerſprach.

Herr von Grapendorf hatte ſich halb aufgerichtet. Er ballte die Fauſt und ſchrie: „Hinaus, du Beſtie! Ich pfeif auf dein Gerede. Willſt du die Ehre eines Edelmannes rauben? Hinaus!“

Der Hauptpaſtor ſah, daß er ſich in ſeinen Worten vergriffen hatte. Allem Groll, den er ſeit Jahren im Herzen trug, hatte er Freiheit gegeben. Er hatte gehofft, einen Reuigen zurücklaſſen zu können, um nachher der Welt zu ſagen: „Der Hofmarſchall von Grapendorf hat auf dem Sterbebett bereut, daß er nicht mehr für die lutheriſche Lehre getan hat.“ Und nun — wurde er hinausgeworfen.

„Edler Herr“, begann er leiſe.

„Hinaus, du Hund", ſchrie der Hofmarſchall, und ſeine Stimme zitterte. Der Arzt trat an das Bett und preßte den Kranken in die Kiſſen zurück. „Geht", ſagte er kurz zu dem Geiſtlichen.

„Daß dich die Peſt. Junker, werft den Kerl die Treppe hinunter."

Stechinelli trat an den Paſtor. „Ich gehe", ſagte dieſer. „Ihr werdet bereuen. Und Ihr werdet vor dem Herrn, dem Allmächtigen, wimmern, im Staube liegen . . ."

„Zum Donnerwetter, Junker, iſt der Schuft noch nicht unten?"

Der Platz neben dem Bett war leer. Man hörte das Knacken der Holztreppe, und dann fiel die Haustür ins Schloß.

„Junker", begann der Hofmarſchall leiſe. „Hab' es gut mit Euch gemeint. Wollt Euch ſagen, daß Ihr Euer Herz nicht verſtocktet vor der reinen Lehre Chriſti. Sollte ein gewaltiger Sturm in Euer Herze ziehn, hatt' ich gehofft, wenn Euch ein Sterbender das ſagt. Aber der Pfaff, der Zelot, hat alles verdorben. Iſt nur wenig zu retten." Der kluge Herr von Grapendorf lächelte leiſe. „Worte nützen nicht viel mehr. Müßt ſelber ſehen, wie Ihr zu reinem Chriſtentum findet. Vielleicht nützt Euch einſt die Erinnerung, daß ein Sterbender Euch darum bat. Dann ſeid Ihr nicht umſonſt hier geweſen. Lebt wohl."

Stechinelli trat an das Lager. Er nahm die Hände des Hofmarſchalls und küßte ſie. „Ich will daran denken", ſagte er. „Muß mich wohl noch durch vieles durchkämpfen."

Grapendorf nickte leiſe.

„Gott wird mit Euch ſein. Lebt wohl.“

Langſam verließ Stechinelli das Haus.

Gegen Morgen ließ der Hofmarſchall ſeine Kinder an das Bett kommen. „Haltet feſt am lutheriſchen Glauben“, ſagte er. „Laßt ihn euch nicht durch die Pfaffen rauben. Denn kein Dieb und Räuber iſt ſchlimmer als im eignen Hauſe.“

Um ſieben Uhr öffnete er die Arme und ſagte leiſe: „Herr Jeſu, nimm mich auf.“ Dann ging ein Zucken durch den Körper.

Hieronymus von Grapendorf, Hofmarſchall und Kammerpräſident des Herzogs von Hannover, war verſchieden.

Dieſer Tod machte gar manchem das Herz ſchwer. Man wußte, daß der Herzog Johann Friedrich, ohne auf die Bitten ſeines Bruders Georg Wilhelm zu achten, in Aſſiſi zum Katholizismus übergetreten war und wußte auch, daß Chriſtian Ludwig, der jetzt in Celle regierte, nicht lange mehr leben würde. Kinder hatte er nicht. Dann würde der jetzige Herr Herzog von Hannover, Georg Wilhelm, Celle übernehmen und der Papiſt, der jetzt in Italien lebte, würde nach Hannover kommen. Dann gnade Gott dem Luthertum. Cujus regio, ejus religio — fahr wohl, Augsburger Konfeſſion!

Und nun liegt der edle Herr von Grapendorf in dem gewaltigen Paradeſarg aufgebahrt in der Kirche zu St. Georg. Zwölf große, ſilberne Kandelaber ſtehen an den Seiten des Sarges, und ſechs Mann von der Leibwache haben den Ehrendienſt. Die große Tür der Kirche iſt geöffnet, und das Volk ſtrömt am Sarge vorbei. Herr von Grapendorf hat ſich im Tode nicht verändert. Das iſt dasſelbe vornehme Ge-

ſicht mit der Habichtsnaſe, mit den feſten Backenknochen und den energiſchen Lippen. Die grauen Locken der Perücke rahmen dieſes feine Antlitz ein, und das weiche Licht der Kerzen, das über dem Sarge ſchwebt, gibt ihm einen zarten Goldton.

Ein Rauſchen geht durch die Kirche. Das Volk weicht zurück. Es folgt eine leiſe Bewegung. Stimmen am Tor befehlen lebhaft. Dann hält ein Wagen.

Der Herzog von Hannover betritt die Kirche. Hinter ihm ſchreitet der Geheime Rat und Kammerpräſident, Paul Joachim von Bülow, und der Präſident des Konſiſtoriums, der Geheime Rat Heinrich von Witzendorf. Der Leibpage des Herzogs, Francesco Maria Capellini Stechinelli, begleitet die drei Herren.

Das Volk verbeugt ſich tief. Der Herzog hat den Kopf geſenkt. Er geht die Stufen zum Altar hinauf und tritt an den Sarg. Er kniet nieder und betet.

In dem weiten Raum herrſcht lautloſe Stille. Dann geht ein leiſes Summen durch die Kirche. Erſt will es niemand hören. Allmählich aber ſchwillt es an. Plötzlich fällt die Orgel ein.

Der Herzog zuckt jäh auf.

Er iſt aus ſeinem Gebet geriſſen. Den Kopf hat er nach der Seite geworfen, daß die langen Locken ihm über die Schulter geflogen ſind. Nun kniet er wie aus Bronze und horcht.

Alle Stimmen haben eingeſetzt. Anfangs war es nur ein leiſes Taſten. Jetzt brauſt der Choral wie das Meer.

Es iſt das alte Lutherlied: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott."

Da erhebt ſich Georg Wilhelm langſam. Man

ſieht, daß er die Bürde ſeines Standes, der Konventionen, der Pakten und Verträge, all der Maximen und Erwägungen einer wohlweiſen Staatsraiſon trägt. Sein Geſicht iſt ſchlaff und verfallen. Er wendet ſich zu Witzendorf.

„Cujus regio, ejus religio“, ſagt er tonlos.

Witzendorf verbeugt ſich ſteif und kalt.

Georg Wilhelm wendet ſich an Bülow. „Das Volk muß einſehen, daß das Sache meines Bruders ſein wird.“

Bülow verbeugt ſich ebenſo wie Witzendorf. „Euer Fürſtliche Gnaden ſind bekannt als ſtrenger Hüter des Proteſtantismus“, ſagt er feſt.

Georg Wilhelm wendet ſich um und geht langſam mit geſenktem Haupte durch die Menge.

Welche Qual muß es ſein, wenn ein Fürſt ſich ſchämen muß!

Stechinelli hat den Blick auf ein Mädchen gerichtet. Er kennt ſie. Er kennt dieſe beweglichen, feingeſchnittenen Lippen, dieſe fliegenden Naſenflügel und die blitzenden Augen. Dieſe Augen, die ſo zu flehen ſcheinen. Es iſt Benedicte von Bülow, die Tochter des Geheimen Rates von Bülow, der dort neben dem Herrn Herzog ſchreitet.

Und Francesco fühlt die Tiefe dieſer Bitte, er fühlt die Größe dieſer Frauenſeele. Nicht die Kraft lutheriſchen Glaubens bewundert er, nein, er bewundert die Seele dieſer Frau, die ſo für einen Gedanken kämpfen kann.

Sie ſieht ihn und er grüßt. Sie neigt das Haupt kaum. Sie ſenkt aber die Augen dabei nicht mit, ſondern behält ſie auf ihn gerichtet.

Senke deine Augen, Benedicte von Bülow. Es iſt beſſer. Sei klug. Jetzt, wo du es nicht tuſt, bleibt dein Auge hängen an dieſem würdigen Jüngling, um den ſich eine romantiſche Sagenwelt geſponnen hat. Du haſt ein Gefühl der Trauer um ihn, daß er ſo verkommen ſoll, in dem Getriebe des Hoflebens, und du gedenkeſt, ihn zu beſſern, auf den rechten Weg zu leiten . . .

Die vier Pferde rücken an. Der herzogliche Wagen rollt ins Schloß zurück.

Der Page des Herzogs, der mit Herrn von Witzendorf rückwärts fährt, hängt an dem Antlitz ſeines Herrn. Iſt das wirklich Georgius Wilhelmus Almans Dux Hannoverenſis? Iſt das der Herzog, der in den venezianiſchen Paläſten lachte, der die Hände der ſchönen Maria Mattérbo küßte? Dieſer Mann mit dem müden Geſicht und den irrenden Augen? Welche Kraft muß in dieſer Lehre liegen. Wie hat ihn das Volk in der Kirche zu Boden gezwungen durch das Schlachtlied ſeines Glaubens. Da ſprach der tote Herr von Grapendorf noch einmal zu ſeinem Herrn — er ſprach aus dem Sarge mit den zwölf Kandelabern und den Ehrenpoſten der herzoglichen Leibwache — er ſprach im Tode zu dem Pagen, mit der Wucht, mit der er im Leben zu ihm ſprechen wollte. Aber was hier ein Zelot vereitelte, das ſagte und bekräftigte dort der ernſteſte Prediger eines großen Gedankens, der Boden gefaßt hat: ein ganzes Volk.

Und dieſe Idee ließ ihn nicht los. Ein Sommerſturm raſte durch ihn. Es war der Kampf der Seele, wie ihn der göttliche Platon ſchildert. Er ſagt, ſie ſei mit zwei Pferden beſpannt, einem weißen, das mit ihr zum Himmel ſtrebe, und einem ſchwarzen, das

ſie zur Erde reißen wolle. Göttlicher Platon! Wer kennt dieſen Kampf nicht!

In Francesco wurde der Kampf mit vernichtender Heftigkeit gekämpft. Ihr wißt, welches dieſe Pferde waren.

Das ſchwarze Pferd war die Neigung zu Zenobia Barbara Buccolini. Ihr würdet ſchauern, ihr Tugendhaften, wenn ich euch genaueres von den wilden Feſten erzählen würde, die er feierte. Er formte ihre Brüſte in Ton ab und ließ von einem kunſtreichen Goldſchmied einen Becher herſtellen, in der Form ihrer Brüſte, die mit den Spitzen gegeneinander geſtellt waren. Feines Stabwerk verband die Ränder des goldenen Gefäßes.

Aus dieſem Becher trank er bei den nächtlichen Gelagen im Turm. Er hatte die Wände mit wunderbaren Brokaten behängen laſſen und er liebte es, der Freundin die Stellung berühmter Antiken zu geben. Dann hob er wohl den Pokal und trank der Frau Venus zu; dann ſog er den ſchmeichelnden Reiz der Farbe, der Formen ein, dann berauſchte er ſich durch das ſüße Taſten ſeiner Augen.

Das weiße Pferd war die Neigung zu einem ſchönen, ſtolzen Mädchen, zu Benedicte von Bülow. Er ſah ſie oft, wenn ſie durch die großen Korridore des neuen Schloſſes ſchritt, und man fühlte ſchon an der Würde, wie ſie die weiten Räume durchquerte, daß ſie gewohnt war, auf den Höhen der Menſchheit zu wandeln. Er ſprach ſie an, unterhielt ſich ernſt und lange mit ihr, und wenn ſie grüßend weiter ging, dann hatte er die Empfindung: ein Stern.

Das ſchwarze Pferd war aber nicht nur die Neigung zu Barbara Buccolini. Es war eine aus

gleicher Quelle ſtammende Paſſivität, die Bequemlichkeit des kirchlich-ſcholaſtiſchen Denkens. Das Formale, das nur den gemeinen Geiſt beruhigen kann. Der Myſtizismus, der den von der Scholaſtik Gequälten behaglich bettet.

Das weiße Pferd war aber nicht nur die Neigung zu Benedicte von Bülow. Es war ein aus gleicher Quelle ſtammendes Ringen, ein herbes, reinigendes Beſtreben; die Erkenntnis, daß es Größeres gibt, als Weihrauchzauber. Über all dieſe Dinge konnte er Stunden und Tage nachdenken, und dann flehte er Gott um Kraft an, daß er ihm den rechten Weg zeige.

Eines Abends hatte Francesco ſich in ſeinen Wappenſtuhl an den Kamin geſetzt. Es war im Februar 1658, und der Karneval ſtand vor der Tür.

Barbara Buccolini ſeufzte. „Ich möchte in Venedig ſein."

„Es wird hier auch ein tolles Feſt geben", ſagte Francesco.

„Kaum. Das wird nicht viel. Ja, wenn ich könnte, wie ich wollte . . ."

„Nun?"

„Ah, du darfſt nicht böſe ſein, Francesco. Sieh, ich habe dich innig lieb. Aber der Herzog . . . er hat ein Auge auf mich geworfen . . . und wenn — du mußt verſtehen, es iſt ja keine Liebe von mir, aber . . ."

Francesco fühlte ſich, als ob er in einer eiſigen Flut mit dem Ertrinken ränge. „Natürlich, ich verſtehe", ſagte er.

„Aber du biſt mir böſe, mein Geliebter. Nicht wahr?" Sie ſuchte neben ihm zu knieen und ſeine Hände zu küſſen.

Francesco entzog ſich ihr.

„Ich bin dir gar nicht böse.“

Der Buccolini wurde angſt. Sie konnte es nicht verſtehen, daß das alles ohne jeden Streit abgehen ſollte. Sie hätte am liebſten den Pagen gefragt, ob er ſie auch richtig verſtanden hätte.

Stechinelli hatte den Kopf auf den Ellenbogen geſtützt und ſah in das Feuer.

„Aber“, fuhr die Buccolini fort, „laß uns auf gute Freundſchaft trinken. Ich komme heimlich wieder zu dir. Das merkt kein Menſch.“

Sie ging an den Schrank und holte einen neuen Krug mit Wein. Francesco ſtieß, wie aus Verſehen, ſeinen Goldpokal vom Tiſch, daß der rote Saft über den Teppich quoll, und die Fäden das Blut der Rebe von Veltlin auffogen.

Er ſtand auf und nahm ſich ein anderes Glas. Er trank ruhig und gab ſich Mühe, ganz gelaſſen zu ſein.

Bis zum ſpäten Abend unterhielt er ſich heiter und freundlich mit der Buccolini.

Als ſie ſich von ihm verabſchiedete, wollte ſie ihn noch einmal küſſen und umarmen. Er wehrte es ſanft, aber beſtimmt ab, und mit einem Seufzer ging ſie aus der Tür.

Nach einer Viertelſtunde ließ er ſich ſein Pferd ſatteln. „Jetzt, junger Herr?“ fragte ſein Diener erſtaunt.

„Es iſt Vollmond und der Boden weich.“

„Der edle Junker wird ſtürzen.“

„Nein. Ich reite durch die Eilenriede und wende mich dann nach Celle zu.“

Als Stechinelli ſich umgedreht hatte, faßte der Diener ſich an den Kopf. Dann führte er das Pferd

vor, und Francesco ritt in die mondklare Nacht hinaus.

Er ritt ſtundenlang. Ganz in der Ferne, vom Lichte milchweiß beſchienen, ſah er die Mauern von Reddenſen. Das war das Gut des Geheimen Rates von Bülow. Dort ſchlief Benedicte von Bülow ...

Wenn heut ein Menſch den Kampf durchkämpfen müßte, den Francesco durchkämpfte, dann würde das Reſultat wohl ein anderes ſein. Er würde ſich ſchwerlich einer anderen Kirche zuwenden, nachdem er die ſeine verlaſſen hat. Aber jene Zeit kannte kein Leben außerhalb einer Gemeinde, nicht in politiſcher, in geſellſchaftlicher oder religiöſer Beziehung.

Francesco hatte das Gebundene der katholiſchen Lehre erkannt. Er ſtrebte nach Freiheit. Er glaubte, ſie im Proteſtantismus zu finden. Am Oſtertage 1658 bekannte er ſich öffentlich zur reinen Lehre des Evangeliums.

Zu Pfingſten ernannte ihn der Herzog zu ſeinem Privatſekretär und zum Direktor der italiſchen Kanzlei. Francesco war neunzehn Jahre alt; die Pagenzeit war zu Ende.

# Benedicte von Bülow

## VII

„Sa sacrée Majesté l'hasard.“ Ein König hat das Wort geprägt, der Urenkel des Amans Dux Hannoverensis, ein König, der die Krone in Wahrheit als König getragen hat: Friedrich der Große. „Die heilige Majestät, der Zufall“ — man sieht das feine Lächeln des Philosophen von Sanssouci, man sieht, wie alles eitel ist, wie einer der Größten der Erde, eine Majestät, den Zufall „*heilige* Majestät“ nennt . . .

Macht es euch schaudern? Begreift ihr, daß ihr nichts seid? Es wird Zeit. Zeit wird es, daß ihr von dem Piedestal des Hochmutes herabsteigt, daß ihr lächeln lernt über alles, was ist, daß ihr euch tragen laßt von dieser großen Woge „Zufall.“ Wie wenig bleibt euch über zu tun. Steuert das Schiff eures Lebens an den schlimmsten Klippen vorbei — das ist alles. Und seid zufrieden, wenn ihr die Macht über das Fahrzeug behaltet und nicht zerschellt.

Aber auch an schöne Gestade kann euch die Woge „Zufall“ tragen, an Länder mit weiten Wiesen und großen Blumen, mit Edelsteinen und bunten Papageien. Oder an sonderliche Küsten mit lustigen Wassern und verborgenen Quellen, die euch einen neuen Lebenstrunk reichen, so daß ihr fröhlich weiter geht.

Sa sacrée Majesté, die Woge des Zufalls, trug eines Tages den Lebenskahn des Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli an solch ein sonderliches Ufer, und er war recht erstaunt, als er plötzlich dieses Land betrat.

Es war eines Morgens im August des Jahres 1658, als Francesco in seinem Zimmer saß und im Ovid blätterte. Da klopfte es an die Tür und auf den Ruf des Junkers trat der Geheime Rat und Kammerpräsident Paul Joachim von Bülow in das Gemach. Herr von Bülow war ein hoher, stattlicher Herr in den Fünfzigern, der sich noch spanisch trug und einen langen, geteilten Bart hatte wie Doktor Faustus oder der Italiener Leonardo von Vinci. Francesco erhob sich und reichte dem vornehmen Gast die Hand. Der Geheime Rat sah sich wohlgefällig in dem Zimmer um, musterte die Teppiche an den Wänden und trat dann an das Fenster, um einen Blick auf die Leine und den Platz zu werfen, der heute nach der Schlacht von Waterloo genannt wird.

„Wohnt gar schön hier, Herr", sagte er nach einiger Zeit. „Es ist ein wunderlich Begehren, das mich aber hierher treibt. Vor einigen Monden ist ein Weib aufgegriffen, die seit langem die Leiche eines Kindes mit sich herumtrug. Die Person ist gestorben und hat nichts bei sich gehabt, woraus sich ihre Herkunft feststellen ließe. Nur diesen Packen Briefe. Da sich ein fürstbischöfliches Siegel auf einem der Briefe befindet, hat man mir die scripta übergeben. Ist aber alles nicht italisch, sondern, wie mir scheint, in Venediger Mundart geschrieben. Ich wollte Euch daher bitten, mir zu helfen, die Briefe zu übersetzen. Ist ja eigentlich das Amt Eurer Schreiber", setzte

Herr von Bülow hinzu, „aber es könnten doch Sachen von politiſcher Bedeutung ſein.“

Sa sacrée Majesté l'hasard reicht dir ein Lehn, Francesco. Neige dich und nimm es entgegen. Viel verlangt man nicht von den Lehnsmannen des Zufalls, nur ein bißchen Klugheit.

Francesco bat den Geheimen Rat, Platz zu nehmen. Der alte Herr dankte und ſchob ſeinem jungen Gegenüber die Briefe hin. Es war ein kleines Paket, etwa zwanzig Handſchreiben; die Adreſſen waren mit ſelten ſchönen, flüſſigen Buchſtaben geſchrieben und waren ſämtlich an die Kammerfrau der Frau Kurfürſtin von Bayern gerichtet.

Stechinelli kannte dieſes B, das ſo elegant aus der Tiefe herausgeholt war. Er kannte die ſchwungvollen, ſchwebenden Buchſtaben, dieſe prachtliebenden, breiten Schnörkel. Er ſah ſofort, daß hier eine Myſtifikation vorlag: die Briefe waren zwar an die Kammerfrau adreſſiert. In Wahrheit war ſie aber nur eine Mittelsperſon geweſen, weil ſich keine andere Gelegenheit zur Korreſpondenz bot — gerichtet waren die Briefe in der Tat an die Kurfürſtin von Bayern, und der Verfaſſer war der Fürſtbiſchof von Trient.

Die Erkenntnis ſchoß Stechinelli wie ein Blitz durch den Kopf. Er nahm das erſte Blatt — und er las die berauſchende Glut der Worte. Er las von den ſüßen Abenden am plätſchernden Waſſer der Etſch, von den Stunden ſüßer Liebe im Pavillon des Taxusgartens. Er beſchrieb die Weichheit ihrer Haut, die Schönheit ihres Gewandes — „und wenn ich das Kreuz im Dome ſchlage, denke ich nur an das Wappenkreuz des Hauſes Savoyen.“

Francesco legte ſich weit zurück und ſah den Ge-

heimen Rat von der Seite an. Der ſtarrte auf einen Degen und muſterte die Ziſelierung des Stichblattes.

„Können der Herr Rat ein wenig italieniſch?“ fragte Stechinelli.

„Drei Worte, nicht mehr.“

„Das genügt. Seht die Adreſſe: Alla cameriera della principessa elettrice di Baviera a Monaco. Sie iſt der prompten Beſorgung wegen in reinem Toskaniſch geſchrieben. ‚An die Kammerfrau der Kurfürſtin von Bayern zu München.‘“

Herr von Bülow ſah den Direktor der italieniſchen Kanzlei enttäuſcht an. „Das iſt alles?“

„Bitte.“ Stechinelli ſchob die Briefe hin. „Sie tragen ſämtlich die gleiche Aufſchrift.“

„Aber das Siegel des Fürſtbiſchofs?“

„Ich kenne keinen Fürſtbiſchof, der keine Liebesbriefe ſchreibt.“

Herr von Bülow lachte. „Dann gebt mir den Kram nur wieder her. Bin nicht neugierig auf klerikale Buhlſchaften.“

Stechinelli, jetzt ſei geſchickt. Deine Handlung iſt nicht ganz vornehm. Aber ſie iſt klug. Du biſt kein Sohn des Landadels, du biſt aus einer Handelsſtadt. Zeige dich würdig des Schutzes Merkurs.

Francesco ſagte daher wie gleichgültig: „Ich kann den ganzen Braſt ja noch einmal durchſehen. Schließlich amüſiert es einen doch, wenn man ſeine alten Götter unterſuchen und dabei ergründen kann, daß ſie inwendig hohl ſind. Euer Gnaden geſtatten mir vielleicht, die Briefe nach meiner Einſicht ad acta zu legen, da ich vermutlich doch nichts von Belang darin finden werde.“

Der Geheime Rat hatte an dieſen Schreiben kein Intereſſe mehr, als er ſah, daß es die Liebesbriefe eines Fürſtbiſchofes an eine Kammerzofe ſeien. Dazu braucht man nicht bis nach Italien zu gehen, wenn man von Liebesbeziehungen hoher Herren zu Kammerfrauen hören will, dachte er. Und er achtete gar nicht mehr auf die Briefe, ſondern ließ ſich von dem Sekretär die Herkunft der Degen erklären, die in einem Holzgeſtell an der Tür ſtanden.

„Dies iſt eine Stichklinge von Meiſter Marco Perſano aus Toledo."

„Nicht möglich", rief Herr von Bülow entzückt und bog den zarten Stahl. „Aber ich habe in Reddenſen eine Klinge von Paolo Torri aus Salamanca."

Francesco lächelte. „Ich ſchätze Euer Gnaden unendlich hoch, Herr Geheimer Rat, und glaube dero Worten mit Freuden. Aber eine Klinge des Paolo Torri . . ."

Gut gemacht, Francesco.

Der Geheime Rat ereiferte ſich. „Könnt ganz ſicher ſein, Junker. Iſt echt, kein Falſch."

Stechinelli machte ein Geſicht, als ob er ſagen wollte: „Ich möchte ja ſo gern glauben, daß es wahr iſt, aber ich kann es nicht glauben."

„Seid ein ungläubiger Thomas, Junker", lachte Herr von Bülow. „Aber ich will Euch etwas ſagen. Ihr habt Zeit. Begleitet mich, da ich heute auf zwei Tage nach Reddenſen reite. Seid mein Gaſt dort. Dann mögt Ihr Euch überzeugen."

Francesco neigte den Kopf, um ſeine freudige Röte zu verbergen.

„Ist mir eine besondere Freude, den Herrn Geheimen Rat nach Reddensen begleiten zu dürfen", sagte der Sekretär verbindlich.

„Mea parte, mea parte", entgegnete Herr von Bülow. „Ich muß noch in der Staatskanzlei ein wenig arbeiten, schicke Euch aber dann meinen Diener, wenn wir abreiten wollen. Kann in einer Stunde sein."

Francesco geleitete den Gast an die Tür und verbeugte sich, als dieser den Raum verließ.

Dann horchte Stechinelli, bis die Tür des Vorraumes ins Schloß fiel. Und nun stürzte er sich auf die Briefe. Die Briefe des Fürstbischofs von Trient an die Kurfürstin von Bayern.

Francesco zitterte. Er hatte ein Geheimnis in der Hand, das ein bis ins Innerste vornehmer Mann vielleicht hätte in die Vergessenheit sinken lassen. Einer der Leute, die das Leben mehr von der betrachtenden Seite auffassen, ein Mann der alten Kultur. Ein um Erfolg kämpfender Sohn der Handelsstadt Venedig konnte jedoch nicht so denken. Was er damit anfangen wollte, wußte er freilich selbst nicht. Aber das würde sich finden.

Er nahm irgendeins der Blätter, öffnete es und las. Feuerströme schossen über den Bogen — das war ebensosehr die Glut des zum Mystizismus neigenden Klerikers als des Vollblutmenschen, der mit beiden Beinen im Leben steht.

„Was sind mir diese einsamen Nächte ohne „Dich, Adelheid von Savoyen. Da glänzt kein

„Stern am Himmel der Nacht, und keine Silber-
„welle der Etſch rauſcht an den Marmorſtufen
„meiner Gärten. Ohne dich lebt nichts mehr.
„Ich ahne, daß der Mond den Siegelring
„mit dem Wappen der Lermas küßt, das
„Wappen, dem ich die Biſchofsmütze in den
„Schild preßte. Dieſer Mondſtrahl iſt wie ein
„Segen Deiner Blicke. Weil ich Dich liebe, ebenſo
„wie mein alternder Vater, deshalb bin ich mit
„Freuden Geiſtlicher geworden. Ich wollte Fürſt
„werden — mehr als Graf Lerma, mehr als mein
„Vater. Jetzt bin ich es. Ich lache ſeiner ſitt-
„lichen Entrüſtung, daß ein Kleriker nicht lieben
„dürfe. Der eiferſüchtige Narr! Jetzt neigt ſich
„alles vor mir — und wir beide, Du und ich, ſtehen
„gleich im Rang. Soll ich Dir tauſendmal die
„Seelenqualen wiederholen, die mir das Gelübde
„auferlegt? Nein, meine ganze heiße Glut quillt
„wie ein Strom über die Alpen, und ich danke dem
„Zufall, der mich nach Trient, Dir nahe genug
„brachte, daß ich nicht durch eine Welt von Dir
„getrennt bin. Drei lange Tage brauchen zwar
„meine beſten Boten, eine Qual für den, der jede
„Sekunde den ſüßen Reiz Deiner Worte atmen
„möchte. Sende Briefe, Geliebte, ſchreibe, ſchreibe,
„überſchütte mich mit Worten, mit Grüßen. Ich
„lebe ja nur durch den Glanz Deiner Seele."

Francesco las die Briefe, einen nach dem andern. Es war ihm ganz klar: die Kammerfrau hatte dieſe Briefe, die dem Anſchein nach ja auch ihr gehörten, mitgenommen, um mit Hilfe dieſer Schreiben ſpäter Vorteile aus den Beteiligten zu erpreſſen. — Die

menſchliche Seele iſt ſonderbar. Vielleicht hatte dieſe arme, verſtoßene Kammerfrau ſich auch nur an den Liebesbriefen geweidet, die ein Fürſt an ihre Adreſſe geſchrieben hatte; ſie mochte ſich in ſonnenzerfreſſener Mittagsſtunde auf ſtaubiger Landſtraße ausgemalt haben, wie ſchön es ſei, daß ſie einen ſolch glänzenden Liebhaber habe ... eine Märtyrerin ihrer Phantaſie.

Wie dem auch ſei: Stechinelli hatte die Briefe in der Hand. Er nahm das Paket und ging damit über den Hof in die Kanzlei, die über dem Torbogen des Mittel- oder Ehrenhofes lag. Drei Schreiber langweilten ſich dort und verfertigten Bittſchriften und Geſuche in Rechtsſtreitigkeiten. Damit verdienten ſie ſich ihren Lebensunterhalt, denn ihr Honorar hatten ſie ſeit Jahren nicht erhalten. Das Land Hannover war bis auf den letzten Heller ausgeſogen und konnte nicht einmal mehr die Beamten zahlen.

Francesco erwiderte den Gruß ſeiner Untergebenen flüchtig, ging in ſein Arbeitszimmer und ſetzte ſich an ſeinen großen Schreibtiſch. Er wickelte die Briefe ſorgfältig ein, verſiegelte ſie mit dem fürſtlichen Petſchaft, legte das Paket in die Schublade ſeines Schreibtiſches und rubrizierte es kurz unter den belangloſen Korreſpondenzen.

Ihr werdet dem Direktor der italiſchen Kanzlei Seiner Fürſtlichen Gnaden einen Vorwurf machen. Ihr werdet ſagen: Das war nicht recht gehandelt; daß er Herrn von Bülow die Wahrheit nicht ſagte, war unrecht. Nach ſtrenger Auffaſſung der Pflicht ſicherlich. Aber was die verfeinerten Beweggründe anlangt, da wage ich nicht zu entſcheiden. Herr von

Bülow hätte, wenn er alles gewußt hätte, doch mit den Briefen nichts anfangen können. Sie wären rubriziert und vergessen worden. Und wißt ihr, ob es nicht doch ein ritterlicher Zug Stechinellis war, daß er auf diese Weise die Kurfürstin schonte? Jedenfalls hatte er ein wachsames Auge auf diese Schreiben und verwandte sie später zum Vorteil seiner Herren. Hätte er das unterlassen sollen, weil zufällig sein eigener Vorteil mit unterlief?

Aber kommen wir wieder auf den Geheimen Rat und Kammerpräsidenten zurück. Als dieser sein Dienstzimmer in der herzoglichen Kanzlei betrat, kam ihm der Doktor beider Rechte, Herr Justus Kipius, ebenfalls Geheimer Rat, entgegen und sagte: „Verehrter Freund, ich bitt' Euch um eine ernsthafte Unterredung."

Herr von Bülow sah ihn an. „Wird doch nicht gar so feierlich sein?"

Aber Kipius ließ sich nicht aus der Förmlichkeit bringen. Er hatte eine mordende Genauigkeit, bei allem, was er tat. Wenn er hinter seinen Namen das mp. setzte, so geschah dies mit einer solchen Überlegung, daß mancher, der eine dringende Unterschrift von ihm forderte, mit den Knieen zitterte. Und so sprach er denn auch hier mit einer Langsamkeit, die den Herrn Kammerpräsidenten kribbeln machte, trotzdem Herr von Bülow selbst, wie alle alten Räte, ein wenig geschraubt zu reden pflegte. Aber Justus Kipius mp. ließ sich nicht bewegen, seinen Vortrag zu beeilen. Er merkte auch nicht, daß der Herr Kammerpräsident mit dem Herrn Direktor der italischen Kanzlei nach Reddensen abreiten wollte, er sprach ruhig, gemessen und überlegend. Es handelte sich um die

frühere Geliebte des Herzogs, Martha von Dorberthin.

„Seine Fürſtliche Gnaden haben geruht zu beſtimmen, daß man der Perſon —“ Kipius huſtete und hielt die Hand vor den Mund.

„Sprecht ruhig weiter“, entgegnete der Kammerpräſident mit leichter Ironie, „ſie iſt von ſchlechtem Adel. Iſt nicht mit uns verſippt.“

„Daß man alſo beſagter Dorberthin ein Gütchen gäbe, wo ſie ihre Tage verbringen könne.“

Der Präſident reckte ſich und griff nach der Klingel. Er befahl dem eintretenden Schreiber, er ſolle zu dem edlen Herrn Stechinelli gehen und ihn bitten, vorauszureiten. Der Herr Präſident habe leider noch eine lange Beſprechung mit dem Herrn Geheimen Rat Kipius.

„Alſo —“, fuhr der Kammerpräſident mit reſignierter Stimme fort.

Herr Geheimer Rat Kipius empfand die Reſignation nicht. „Alſo habe ich“, ſagte er, „die Beträge der in Betracht kommenden Güter nebeneinander geſetzt.“

Der Kammerpräſident, der die Tabellen anſah, von der Roggenernte bis zu der Zahl der geſchoſſenen Haſen, ſtarrte auf ein großes H und dachte, was dieſer Kipius doch für ein langweiliger Menſch ſei. Nach einiger Zeit ſagte er, indem er auf irgendein Gut wies: „Mir ſcheint dies hier geeignet zu ſein.“

Aber der Geheime Rat Kipius ſchüttelte den Kopf.

„Für dieſe Buhlerin —“, er huſtete wieder und fuhr ſich mit der Hand über den Mund.

„Bitte, bitte, fahret fort“, ſagte der Kammer-

präsident, und ein lustiges Zwinkern ging um seine Augen, „sie ist von so schlechtem Adel, daß man sie fast als bürgerlich bezeichnen könnte."

Kipius setzte nun seine Ideen auseinander. Wenn die Dorberthin nicht eine so furchtbare Szene gemacht hätte, als sie die Buccolini auf der Treppe zum Zimmer des gnädigen Herrn traf, und der Herzog, nur um sie zu beruhigen ihr ein Gut versprochen habe, dann hätte man sie in ein adeliges Kloster stecken können. Nun habe der Herzog einmal das Versprechen gegeben, aber es sei zunächst aus dem corpus juris festzustellen, daß es sich pro primo um ein Schenkungsversprechen, pro secundo bei dem Versprechen nicht um eine Schenkung im eigentlichen Sinne, sondern nur um das Versprechen einer Leibzucht handeln könne. Insonderheit seien deshalb nicht allein die Abschnitte von der donatio, sondern auch die der fidejussio heranzuziehen, auch seien die feuda foeminina, zu deutsch Kunkellehen, der libri feudorum . . .

Herr von Bülow gab die Hoffnung allmählich ganz auf, Stechinelli noch vor Reddensen einzuholen. Er zog mit der Feder große Kringel um die Sonnenlichter auf der Tischplatte und ließ das Wortgeplätscher über sich ergehen. Der schöne Sommertag da draußen hätte ihn gereizt zu einem Nachmittagsritt . . . nun konnte er bestenfalls um neun in Reddensen sein . . .

Stechinelli war durch die Schloßstraße geritten, hatte die Leute, die ehrfurchtsvoll die Mützen vor ihm zogen, wieder gegrüßt und freute sich, als er die Tore der Stadt hinter sich ließ. Nun durchtrabte er die Eilenriede und wandte sich dann nach Norden zu.

Es war ihm nicht unlieb, daß er ein paar Stunden allein bleiben konnte. Er wußte, daß er einem neuen Ereignis entgegenging. Er wußte, daß Benedicte von Bülow durch sein Leben ziehen würde, als etwas ganz Großes, Gewaltiges. Er wußte, daß er in ihr Leben eingreifen würde, in dieses sonnenhelle Mädchenleben, das so licht dahinglitt, wie ein Bergstrom.

Es war ihm klar geworden, daß alles, was er hinter sich hatte, sein Sehnen nicht erschöpfen konnte. Er hatte es ja so oft erlebt, dieses Spiel mit Frauen. Er war stolz und von überzeugender Gesundheit. Er kam und siegte. Er wollte kämpfen, wollte Probleme. Aber er war immer Sieger gewesen, ehe er es sich versah. Und dann gibt es keine Probleme mehr. Wenigstens für das erste nicht.

Er wußte, daß die meisten Frauen Gefühlsergüsse lieben. Schöne Worte in sittlich ernstem Ton gesprochen. Wenn der Mann gesiegt hat, dann tut er das nicht mehr. Er ist ruhig, freundlich, heiter. Wenn er gutmütig ist, posiert er wohl noch in diesem ernsten Ton, der Frau zu Gefallen. Deshalb sind starke und gesunde Männer häufig solchen Frauen gegenüber Poseure. Die blassen, schwächlichen, deren Stärke auf psychischem Gebiet ruht, haben es in der Beziehung besser. Ihre Reden sind echter, denn ihre Kraft liegt nicht in der Tat. Auf die Dauer freilich sind sie nicht besser daran.

Stechinelli sah die wogenden Felder, die Dörfer, die sich aus dem Schutt des Krieges wieder erhoben, sah die Menschen, denen man noch den scheuen Blick, die Angst ansah, die sie dreißig furchtbare Jahre hindurch gequält hatte. Noch konnten sie es nicht ver-

ſtehen, daß zehn ganze Jahre hindurch der Friede herrſchte, daß zehn Jahre hindurch kein Soldatentrupp gekommen war, der den Männern den Schwedentrunk gab, der die Kinder aufſpießte und die Frauen ſchändete. Diejenigen, die jetzt vierzig Jahre alt waren, kannten ja erſt ſeit einem Kindesalter den Frieden.

Ein breites Dorf mit behäbigen Strohhäuſern trat aus dem Grün der Obſtbäume hervor. Die Stille des Sommernachmittages lag in den Gärten, in denen bunte Bauernblumen ſtanden, Goldlack und brennende Herzen.

Francescos Gedanken gingen weit zurück, zurück zu ſeiner verſtorbenen Frau. Etwas Schönes hatte ſich inzwiſchen um dieſe Liebe gerankt; in der Erinnerung war ſie klar und heiter. Eine Tollheit war es geweſen, und wie ſie ausgefallen wäre, wenn Maria ſich nicht das Leben genommen hätte, das war ihm völlig unklar.

Warum aber trugen die Erlebniſſe, die er mit anderen Frauen gehabt hatte, niemals dieſen hehren Glanz, der über der Erinnerung an Maria Mattérbo lag? War es das Neue geweſen, mordete jetzt Gewohnheit dieſe Reinheit? Oder gab es für ihn nur noch Reiz?

Es iſt etwas Eigenes um die Länder der Liebe. Er hatte ſie geſtürmt auf raſendem Pferde und hatte eine Burg nach der anderen überrumpelt, weil keine ſo ſchnell das Tor verſchließen konnte, wie er kam. Und ſo war er Sieger geblieben, wo er erſchienen war. Wenn er geſiegt hatte, ging ſein Sehnen weiter. Ein neues Land, ein neues Schloß, und wieder derſelbe kurze Kampf.

Francesco trabte an; das war alſo nichts. Nichts

von Dauer, von Wert. Blumen des Genuſſes konnte er ja überall am Wege pflücken. Aber das Ziel ſeiner Sehnſucht durfte dieſer Genuß nicht mehr ſein. Er wollte dieſes Sehnen anders faſſen. Er wollte die Frau, die er mit ganzem Herzen liebte, nicht mehr erobern. In kluger Enthaltung wollte er die Süße des Begehrens feſthalten — er wollte nach dieſer Frau ſtreben, wie man nachts dem Stern des Nordens zuſtrebt.

So näherte er ſich wieder einem Dorfe. Zwei breite Bauernhäuſer lagen ſich wie zwei Sphinxe am Eingang gegenüber. Ein kleiner Platz mit elenden Fachwerkhütten ſchloß ſich an. Unter den Buchen, deren Zweige bis zur Erde hingen, ſtand eine Gruppe von Menſchen und lachte.

„Was iſt denn hier los?“ fragte Stechinelli, und hielt bei der Gruppe an.

Ein junger Menſch trat vor. „O, wir lachen über Peter Röns, er iſt hier oben.“ Dabei tippte er an ſeine Stirn. Geiſteskranke ſah man damals häufig. Im Kriege hatte ſich ihre Zahl vermehrt, und geſorgt wurde nicht für ſie.

„Was redet er denn ſo Lächerliches?“ erkundigte ſich Stechinelli.

„Er iſt ganz vom Teufel beſeſſen. Er iſt über ſeine Liebe zu dem älteſten Fräulein auf Reddenſen verrückt geworden.“

Francesco ſtellte ſich in die Bügel und ſah über die Menge weg. Der Irre ſaß auf einer Steinbank, ſtarrte in das Blattwerk der Bäume und redete vor ſich hin. Plötzlich ſchrie er auf und umfaßte die nächſte Buche, die er wie verzückt küßte.

Die Bauern brachen in ein Gejohl aus. „Jetzt küßt er das gnädige Fräulein von Bülow.“

Der Irre taſtete den Stamm entlang und ſah dann wieder in das Grün der Bäume.

„Wie ſchön ſie iſt“, ſagte er halblaut, „wie ſchön ſie iſt. Seht den Adel der Erſcheinung.“

„Peter Röns, ſie hat heut das grüne Kleid an, das ſie neulich in der Kirche trug.“ Die Bauern ſtießen ſich in die Seiten und pruſteten vor Freude.

„Ja, das grüne Kleid“, ſeufzte Peter Röns, „o, Ihr ſeid adorabel in dieſem Kleide, verehrenswerteſte Jungfrau“, ſtöhnte er. Dann ſank er vor dem Baum auf die Kniee. „Jungfrau Benedicte, gewährt mir armen, vergeſſenen Magiſter nur eines: laſſet mich den Rand Eures grünen Kleides küſſen.“

Der Irre ſah wie erwartend in das Geäſt des Baumes; dann ging ein Zucken der Freude über ſein Geſicht. „Habt ihr's geſehen, ſie hat genickt.“ Er rutſchte wie ein Büßer auf der Erde weiter. Schließlich ergriff er einen der tiefer hängenden Zweige und drückte ſeine Lippen auf die grünen Blätter, während er die Augen wie im ſüßen Genuſſe ſchloß.

Ein Zucken ging durch ſeinen Körper. Dann warf er ſich lang hin und ſtöhnte: „Mein Stern, Benedicte — mein Stern.“

Die Bauern bogen ſich vor Vergnügen und ſahen mit einem gewiſſen Selbſtgefühl zu dem fremden Herrn, daß ſie ihm dieſes Schauſpiel bieten konnten.

Stechinelli wandte ſich an den jungen Mann, der ihm zuerſt Auskunft gegeben hatte.

„Wo kommt er her?“

„Er war Präzeptor des Junkers im Hauſe des

Geheimen Rates zu Reddenſen, bis vor zwei Jahren. Dort hat es ihn wohl gepackt. Er hat Lieder geſchrieben und hat ſie dann dem Fräulein auf das Zimmer gelegt. Manche ſagen, er ſolle ſogar verſucht haben, ſie zu küſſen. Jedenfalls hat ihn der Herr Geheime Rat davongejagt."

„War er ein Student?" fragte Stechinelli.

Ehe er Antwort erhalten hatte, begann dieſes klagende Schreien von neuem. Der Irre wälzte ſich zu Füßen der Buche, beſchwor ſie, mit ihm nach Hiſpanien zu fliehen, und ſchließlich brüllte er: „Sei nichts, ſei mir nur die Sonne meiner Tage und der milde, ferne Stern meiner Nächte."

Francesco dankte dem jungen Bauern für die Auskunft und ritt weiter. Das Gejohl und Geſchrei klang noch einige Zeit aus der Ferne zu ihm, bis es ſich langſam verlor.

Das war alſo ein Menſch, der an unerfüllter Liebe litt, ſo litt, daß er den Verſtand verloren hatte und zum Geſpött verrohter Bauern wurde. Das iſt die Kraft der unerfüllten Liebe. Ganz richtig konnte es mit dem Präzeptor nie geweſen ſein, denn ſonſt hätte ihn eine unerfüllte Leidenſchaft nicht um den Verſtand gebracht. Einen Augenblick packte ihn die Frage: Willſt du dich nicht auch einer ſolchen unerfüllten Liebe weihen? Iſt der Irre dir nicht eine Warnung? Aber er wies den Gedanken von ſich. Was hier den Willen des einzelnen lahmgelegt, überwunden hatte, das ſollte ſeinen Willen ſtärken, ſollte ihn zur feinſten Erkenntnis der Liebe führen, zu einer Erkenntnis, wie ſie der von ihm ſo geliebte Petrarca erlangt hatte.

So ſoll Benedicte von Bülow ihre Beſtimmung

haben, dachte er. Sie iſt wie die Sonne, die verbrennt und neues Leben ſchafft.

Schloß Reddenſen war ein Häuſerviereck, am Hange eines waldigen Hügels, von Waſſer umgeben. Erſt im vergangenen Jahre hatte Herr von Bülow die Zugbrücke durch eine Steinbrücke erſetzen laſſen. Er ſelbſt konnte ſich an einen jahrelangen Frieden nur noch aus der Jugendzeit erinnern, wie ſich der alternde Mann wohl noch einer friſchen Liebe erinnert. Er hatte nicht daran geglaubt, daß es nun lange Frieden ſein ſollte, als vor zehn Jahren die reitenden Boten von Münſter und Osnabrück ankamen. So war denn bis zum Vorjahr jeden Abend die Zugbrücke in die Höhe gezogen — „des Geſindels wegen", wie Herr von Bülow zur Entſchuldigung zu ſagen pflegte. Das war freilich auch ein ſtichhaltiger Grund, denn Schnapphähne und Landſtreicher machten die Gegend noch lange unſicher. Aber im Inneren hatte Herr von Bülow doch geglaubt, daß eines Tages oder Nachts plötzlich wieder ſchwediſche Reiter vor Reddenſen erſcheinen und nach dem Familienſilber fragen würden.

Stechinelli ritt über die Brücke in den Hof und ſprang vom Pferd. Ein kleiner, ſchmutziger Hofjunge kam auf ſeinen Zuruf näher, und Francesco erkundigte ſich bei ihm, ob die Damen im Hauſe ſeien. Der Junge ſah ihn ſtarr an, ſo daß Francesco in Verlegenheit war, was er anfangen ſollte. In dieſem Augenblick öffnete ſich eine Tür in dem Torbogen, den Francesco ſoeben durchritten hatte.

Benedicte und Beate von Bülow traten in den Hof. „Das iſt ein glücklicher Zufall", rief Francesco den erſtaunten Schweſtern entgegen. „So werd'

ich als Vorreiter Eures Vaters in Reddenſen wenigſtens würdig empfangen."

Die Schweſtern freuten ſich ſichtlich über den Gaſt.

„Das iſt recht, daß Ihr Euch einmal bei uns in der Einſamkeit zeigt", rief Beate. „Menſchen ſind rar hier, und die, die kommen, um den Vater zu beſuchen, ſind alt und langweilig. Auch der Vetter Wehrenholz."

„Beate", ſagte Benedicte kurz. „Herr von Wehrenholz iſt zweifelsohne ſehr freundlich."

„Sehr freundlich", lachte Beate, „ſo freundlich, daß er uns beide gewöhnlich verwechſelt."

Stechinelli reichte den Schweſtern die Hand. Beate hielt ſie feſt und ſchüttelte ſie, Benedicte entzog ihm die ihre ſogleich wieder.

„Wir wollen ein wenig ins Holz gehen", meinte Beate.

„Der edle Junker muß erſt ſpeiſen", ſagte die Schweſter, „bis zum Abend iſt es lang."

„Zumal, da der Herr Kammerpräſident erſt gegen neun hier anlangen wird. Der Geheime Rat Kipius hält ihm Vortrag."

„Ach, du meine Güte. Nun, wenn Kipius auf ihn eingeredet hat, dann haben wir viel zu tun, um den Vater ein wenig aufzuheitern."

Beate warf plötzlich den Kopf zurück, zog die Unterlippe nach unten, machte einen krummen Rücken und legte die Hände darauf. Sie machte den Geheimen Rat Kipius nach.

„Iſt mir eine große Freude, den Herrn Kammerpräſidenten ſo wohl zu ſehen — hihi. Sind wohl dero

Fräulein Töchter? — hihi. Werden immer größer — hihi. Zu ſonderlich — hihi. Immer größer — hihi. Immer größer — hihi."

Francesco lachte aus vollem Halſe. Benedicte mußte wider Willen auch lachen, ſagte aber zu ihrer Schweſter: „Du biſt auch zu ungezogen. Du ſollſt doch nicht die Menſchen immer nachmachen. Du weißt ja auch gar nicht, ob der edle Junker den Geheimen Rat nicht ſehr liebt."

„Dann kann er gleich wieder abreiten — hihi. Kann nach Hannover reiten — hihi. Wäre zu ſonderlich — hihi."

„Beate!"

Stechinelli bemühte ſich zu verſichern, daß Kipius ihm ganz gleichgültig, ja eigentlich nur aus ſeiner von Fräulein Beate gezeichneten Konverſation bekannt ſei.

„Er hat ſchwere Schickſalsſchläge gehabt, deshalb iſt er ſo merkwürdig geworden", meinte Benedicte und ging ins Haus voran, während Beate wieder in der Art von Kipius hinter der Schweſter herſchritt. Als dieſe ſich aber umwandte, nahm ſie raſch wieder ihre gewöhnliche Haltung an.

„Ihr ſollt unſere Mutter kennen lernen", ſagte Benedicte. „Mit ihr müßt Ihr Euch gut ſtellen. Sie iſt allmächtig in Reddenſen."

Frau von Bülow ſaß am Fenſter, das auf den Graben der Vorderfront hinausging und arbeitete an einer zierlichen Perlſtickerei, wie ſie in jener Zeit häufig angefertigt wurden. Als ſie den Kopf hob, um die Eintretenden zu muſtern, richtete ſie die Augen forſchend und doch unauffällig auf Francesco.

„Das ist der Sekretär des Herzogs, Mutter, den der Vater uns als Boten zusendet. Ihr erinnert Euch seiner wohl noch aus Hannover."

Frau von Bülow reichte dem Gaste die Hand, ihre schmale, lange Hand mit den mandelförmigen Fingernägeln. „Seid uns herzlich willkommen in Reddensen. Es ist freilich nicht so erheiternd hier, wie am Hofe von Hannover. Aber Ihr werdet Euch freuen, einmal dem Getriebe fern zu sein. Beate", wandte sich Frau von Bülow an die jüngere Tochter, „sorge dafür, daß ein Gastzimmer bereitet wird."

„Ganz besondere Ehre — hihi — vornehmen italienischen Junker — hihi — soll im Fürstenzimmer schlafen — hihi — wird immer größer — hihi — gar nicht kleiner — hihi."

Benedictes Augen funkelten. „Jetzt hör aber endlich auf, Beate. Allmählich ist es langweilig."

Frau von Bülow sah ihre älteste Tochter erstaunt an; Benedicte wandte sich von der Schwester ab. „Sie ist so töricht, Mutter, sie macht immer den Geheimen Rat Doktor Kipius nach."

Beate war inzwischen hinausgegangen. „Sie ist ein richtiges Kind, Mutter."

Frau von Bülow lächelte. „Und du belehrst sie wieder einmal! Inzwischen zeigst du vielleicht unserem Gaste das, was es hier zu sehen gibt."

„Er hat nichts gegessen, Mutter. Erst will ich ihn einmal füttern. Kommt, Junker."

Sie hielt ihm die linke Hand hin, wie man es bei einem Kinde tut, das man spazieren führt. Er legte seine rechte Hand in die ihre, und so führte sie ihn die kleinen Treppchen hinunter und hinauf in den Speisesaal, in dem die Ahnenbilder und die Hirsch-

geweihe Kunde gaben von dem Alter und der vornehmen Stellung dieſes Geſchlechtes. Denn erſt in jener Zeit wurde es Gewohnheit in Norddeutſchland, daß ſich auch Bürgerliche porträtieren ließen; die hohe Jagd aber war noch immer ein ausſchließliches Vorrecht des Adels.

Benedicte hatte eilends verſchiedene Lebensmittel aus dem großen Eichenſchrank geholt. Ein roſiger Schinken ſtand vor dem Gaſt, Butter, ſchwarzes Brot und leichtes Bier ergänzten das Mahl.

„Nun eßt", ſagte Benedicte. „Ihr habt es verdient."

Du beglückender Atem einer geordneten Häuslichkeit, umfächelſt du den Gaſt? Zeigſt du dich ihm in deiner ganzen Stärke, um ſo mehr, als eine dreißigjährige Beſtialität dich in Deutſchland faſt zur Sage gemacht hat? Grüßt du ihn von den Krügen, aus den Ecken dieſes ernſten Raumes, reiteſt du auf dem Rücken der großen, weißen Katze, die durch das Zimmer ſchleicht, hakſt du den Sonnenſtrahl ein, der durch das offene Fenſter huſcht, und bedienſt du dich ſeines Glanzes, um die Sauberkeit der Geräte und die Ordnung der Fächer beſonders hervorzuheben? Die große Katze legt ſich in die Sonne; ſie ſchnurrt und blinzelt mit den Augen, während der Sonnenſtrahl ihr Fell beſtreicht.

Das iſt deine Welt, Benedicte. So mußteſt du leben. Die Räume, die du durchſchreiteſt, ſind geweiht vom Salböl der Tradition. Du paßt in dieſe Zimmer, als ob ſie mit dir verwachſen ſeien, ihr Kinder einer gemeinſamen Familienentwicklung. Es iſt durchaus nicht alles ſchön, was in den Zimmern von Reddenſen umherſteht. Aber die geſchmackloſeſten

Sachen werden geheiligt durch eine reizende Anekdote, die damit verknüpft ist, durch die Erinnerung an einen bedeutenden Mann, einen gelehrten Freund. Die Ahnenbilder sind meist hölzern, aber die Leute, die dargestellt sind, waren Typen. Kein Genie unter ihnen, aber auch kein Lump. Kanzler, Räte, Offiziere: Menschen, von dem eisernen Pflichtgefühl, das sich mit großen Spekulationen über den Zweck des Lebens nicht abgeben will. Männer, die sich sagten: „Das Spekulieren geht mich alles nichts an. Nach dem Tode muß ich auch noch was erleben. Hier wollen wir arbeiten. Das ist auf jeden Fall kein Fehler.“ Und Frauen, die dasselbe dachten, nur ein bißchen beschränkter, und die alles auf eine mehr kirchliche Formel zu bringen suchten.

Aber diese Menschen hatten praktisch das eine begriffen, was spätere Zeiten nie begreifen konnten: „Unser Verstand ist ein viel zu geringes Werkzeug der erschöpfenden Erkenntnis. Ebensowenig wie du mit einem einzigen Stein ein Haus bauen kannst, ebensowenig kannst du mit deinem Verstand das allerletzte erkennen. Läßt du die Versuche nicht, so endest du bei der Verzweiflung oder beim Mystizismus. Folge daher still dem ernsten Drange in dir und versuche, ihn in die Gleise schöner, folgerichtiger Regelmäßigkeit zu führen. Dann taugst du dir und den anderen.“

Ihr, deren Leben von Jugend auf in solche Bahnen gelenkt ist, ihr wißt nicht, was ihr voraus habt vor denen, die die Zucht, die echte, innere Zucht nicht gelernt haben. Und wenn solche Menschen dann einmal in euren Kreis kommen, dann fühlen sie besonders, was ihr vor ihnen voraus habt. Aber . . .

Wer ſich völlig ſelbſtändig durchringt, all das, was dort Tradition iſt, in ſich ſelbſt erlebt, der iſt wohl der allerwertvollſte Menſch. Wie wenige haben aber die Kraft dazu!

Benedicte hatte dem Gaſt von den Hirſchen erzählt; ſie hatte über ihre Blumen geſprochen, und nun forderte ſie ihn auf, ein paar Schritte mitzugehen. Stechinelli ließ ſie ſprechen und begleitete ſie.

Er horchte auf den Ton ihrer Stimme. Es war, als ob dasſelbe Klingen in ihr ſpräche, wie er es an einem Frühlingsmorgen empfand, wenn die Luft ſo ergreifend blau über der Welt ſchwebt, wenn die gelben Weidenkätzchen an den jungen Zweigen hängen und die Wieſe ein duftendes, ſattes Grasgewoge iſt.

Er ging an der Seite dieſes edlen Mädchens. Wie ſchön ſie war! Sie wandte beim Sprechen nie den Kopf zu ihm, ſondern ſah geradeaus, und ihr Begleiter wagte auch nur ganz verſtohlen, einen Blick auf dieſes klare Profil zu werfen.

Wie mit der Feder gezeichnet waren die Züge des Geſichtes, beſtimmt und doch nicht hart, als ob ſie der große Meiſter Albrecht Dürer geſchaffen hätte. Wie ſchwungvoll waren dieſe Linien geführt! Wie ſtanden ſie zueinander in zarten Wechſelwirkungen, dieſe ſchwach gebogene Naſe, dieſe wogenden Lippen, dieſe Brauen von der Feinheit junger Weidenblätter. Welch unſagbare Variation lag in ihren Augen, die Iris war wie ein ſeltſamer Stern, von einem lichten Blau gleich den zarten Bruſtfedern des Hähers. Ihr Haar hielt ein goldenes Netz zuſammen. Stechinelli dachte an ein Bündel Sonnenſtrahlen, als es unter dem Druck ihrer Hand ſich hob und plötzlich aufleuchtete.

O ihr Frauen, deren Körper ſüßer Rhythmus wird, deren Körper zittert in der Harmonie der Bewegungen. Ihr ſeid wie ein Geſchenk des Himmels in aller Brutalität des rohen Daſeins. Welch Entzücken, wenn ihr ſchreitet. Es iſt, als müßte euer Körper klingen in den weichen Tönen der Harfe. Jede Neigung eures Hauptes findet ein ſüßes Echo in dem feinen Zittern der Glieder, und ein liebeheißes Zucken eures Herzens ſtreicht durch euren Körper und endet in dem berauſchend ſchönen Spiel eurer Hände . . .

Dieſes Spiel der Hände begann auf dem Hügel vor Reddenſen. Man kann heute von dort das Schloß von Celle ſehen mit ſeinen gedrückten Kuppeltürmen. Die Birkenallee zieht noch ebenſo wie damals durch das Land, und wenn die Heide im Sommer blüht, dann iſt die Welt dort noch heute ein Kampf zweier Farben: des Ätherblaus und des Roſaviolettes dieſer blühenden Weite.

Benedicte von Bülow ſteht dort auf dem Hügel bei Reddenſen. Ein leichter Wind preßt das blaue Tuchkleid an ihren Körper, und ſie iſt ſchön wie die Prinzeſſinnen in den Märchen. Sie zeigt dem Gaſte mit ihren zarten Händen die fernen Städte, und ihre Stimme hat etwas Freundſchaftliches.

„Das dort iſt Hannover", ſagt ſie. „Der Ort Eurer Tätigkeit."

„Es iſt eine ſchöne Stadt", antwortet Francesco.

Benedicte denkt an ihren Vorſatz, Francesco auf einen guten Weg zu leiten. „Es ſoll gar locker darin zugehen", ſagt ſie ſchüchtern.

„Ja."

„Die edelſten Leute ſollen in dem Treiben befangen ſein."

Francesco denkt: wenn ich nun frage: „Was für ein Treiben?", dann weiß sie mir keine Antwort zu geben. Ihn reizt es, zu erfahren, was sie sagen wird. Und er fragt, wie wißbegierig: „Was für ein Treiben?"

Benedicte sieht ihn an.

„Weshalb wollt Ihr mich in Verlegenheit setzen, Junker? Ich brauch Euch doch bei Gott keine Details zu sagen. Ich sag es ja auch nicht aus Klatschsucht, sondern ich möchte Euch auf einen guten Weg helfen."

Francesco ist betroffen. Die Antwort hat er nicht erwartet. Und er hebt den Kopf und sieht, wie die schönen Hände sich bewegen, während die Augen in die Ferne starren. Er sieht, wie die Hände sich rechtwinklig von den schlaff herabhängenden Armen abspreizen, wie die Finger sich krümmen, leben und zittern . . . wie der ganze Kampf dieses Herzens sich widerspiegelt in den Händen.

Du bist heilig, Benedicte, denkt Francesco. In ihm kämpft etwas. Er möchte ihr erzählen von seinem Ringen, was er erleidet in dem heißen Ringen, wie seine jungen Sinne toben, wie er das große, große Ereignis sucht. Und dann schießt das Weh durch sein Herz. Was nützt es, wenn ich es ihr auch sage? Sie versteht es ja doch nicht. Sie hat die scheue Abneigung davor, als vor dem Häßlichen, Unbekannten. Sie weiß nicht, daß ihr zuckendes Sehnen aus genau derselben Quelle stammt, wie die leidenschaftlichen Tollheiten des italischen Junkers. Francescos Lippen möchten sich öffnen, um ihr zu gestehen, daß sie ein Wesen aus himmlischen Landen sei. Es wird ihm schwer, das nicht zu tun. Aber er

hat sich vorgenommen, diesen Kampf bis zum Ende durchzuführen. Nur davon verspricht er sich eine innere Befreiung.

Er lächelt.

„Ihr wollt mich auf einen anderen Weg bringen, edles Fräulein", sagt er, „und doch wisset Ihr nicht, ob es der richtige ist. Kann man einen Falken vor einen Pflug spannen?"

„Euer Beispiel ist kühn. Wär ein Narr, der das tät. Aber Euer Beispiel hinkt. Ich verlang ja nichts Unmögliches von Euch. Man kann einen Falken wohl zähmen. Und einem Menschen wohl Zügel anlegen, auf daß er nicht planlos in die Welt tolle."

„Liegt Euch so viel an meiner Seele?" fragte Stechinelli unvermittelt, und doch fühlt er, wie seine Stimme zittert.

„Glaubt Ihr, ich mühete mich sonst?"

Das ist ruhig und klar gesagt, ohne die Absicht irgendeiner Koketterie. Aber Francesco kämpft doch den schweren Kampf, daß er nicht weitergehe, daß er nicht seine Liebe erklärte.

Er wendet die Unterhaltung und weist nach Norden.

„Da oben liegt mein eigentliches Stammland."

Benedicte sieht in fragend an.

„Das ist das alte Land der Lombarden. Um Bardowiek. Von dort sind meine Voreltern nach dem Süden gezogen. Und die edele Venezia ist nichts anderes als eine Enkelin des kleinen Bardowiek."

„Ein weiter Schritt vom Bardowieker Ziegeldom bis zur Markuskirche, vom Welfenlöwen zum Markuslöwen."

„Dort unten ſind dem Markuslöwen Flügel gewachſen", ſagt der Junker mit Stolz.

„Löwen mit Flügeln ſind wider die Natur", antwortet Benedicte, und Stechinelli fühlt den feinen Stich. Die geſchickte, dialektiſche Wendung entzückt ihn, und er lächelt wieder ſtill vor ſich hin.

Sie gehen langſam den Hügel hinab. Benedicte pflückt ein paar Feldblumen; Stechinelli bleibt ſtehen, wenn ſie ſich hinkauert. Er genießt ihren Anblick wie ein Kunſtwerk.

Am Wege zwiſchen dem Hügel und dem Walde oberhalb Reddenſen ſteht eine einſame, kleine Birke. Sie wird oft vom Winde zerzauſt, und ſie ſieht aus, wie eine arme, kleine Braut, die mit Spott und Hohn von der Kirchentür vertrieben iſt. Sie hat etwas Schüchternes, Gedrücktes, und durch ihren Körper läuft ab und zu ein Schauder.

Unter dieſer Birke kniete Peter Röns, der alte Präzeptor, als Benedicte und Francesco den Weg zum Walde einſchlugen. Stechinelli entdeckte ihn zuerſt und wollte Benedicte unauffällig beſtimmen, einen anderen Weg einzuſchlagen. Sie gedachte aber, ihrem Gaſte die alten Buchen hinter Schloß Reddenſen zu zeigen, und ſo geſchah es, daß ſie Peter Röns bald gewahr wurde.

Sie zuckte zuſammen. „Dort iſt ein Irrer, Peter Röns. Er war Präzeptor bei meinem kleinen Bruder. Laßt uns vorbeigehen."

„Ich ſah ihn vorhin ſchon im Dorf", entgegnete Stechinelli, „er iſt wohl hierher gelaufen, weil die Bauern ihn gequält haben."

Sie waren der Birke nahe gekommen und hörten die zerflatterten Worte, die der Irre dem Stamme des Baumes zuflüsterte.

Benedicte horchte auf. „Ich höre immer meinen Namen. Hört Ihr nicht, Junker?“ Sie war stehen geblieben, während vom Stamme der Birke die quälenden Worte herüber schollen:

„Angebetete Jungfrau Benedicte, heiliger Stern . . . gestattet mir, daß ich den Saum Eures grünen Gewandes küsse. Ich möchte mich im Staube wälzen, um einen Blick aus Euren Augen zu erhaschen.“

Benedicte war vor Staunen und Schrecken stehen geblieben und hatte mit beiden Händen den Arm ihres Begleiters erfaßt, daß es Francesco heiß überlief.

„Junker“, zitterte das Mädchen, „hört Ihr, was er sagt?“

„Ja.“

„Junker“, fuhr Benedicte fort, „habt Ihr von ihm sonst gehört? Sprach er auch sonst schon von mir?“

„Ist es Euch wirklich unbekannt“, entgegnete Francesco mit leichter Scheu, „daß er aus Liebe zu Euch den Verstand verloren hat? Er ist doch wegen seiner Liebe von Reddensen weggejagt.“

„Mein Gott, mein Gott — ich weiß ja nicht ein einziges Wort davon. Hab' gedacht, der Vater hätte ihn entlassen, weil Jobst Heinrich auf die lateinische Schule nach Hannover sollte.“

„Hat Euch Röns nie Verse gereicht?“

Benedicte fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Hat er wohl, aber ich hab' sie für ein Vergnügen genommen, ich habe gedacht, es sei ihm eine Freude, Verse zu schreiben, wie es so viele tun.“

Das Stöhnen des Kranken drang mit erneuter Heftigkeit an die Ohren der beiden.

„Laßt uns zurückgehen", ſchlug Francesco ſeiner Begleiterin vor, „helfen könnt Ihr doch nicht, und dieſes Jammern wird Euch nur zur Qual."

Benedicte ſchüttelte den Kopf. „Daß ich mein Lebenlang mit dem Gedanken umgehen müßte: ‚hier war durch dich ein ganzes Leben zerſtört, und im Augenblick, wo du erfahren konnteſt, wie das alles geſchehen iſt, biſt du weggelaufen.' Nein, Junker, es iſt bei Gott nicht mein Verſchulden, aber Gott wird mich nicht hier in die Nähe geführt haben, damit ich wieder weglaufen ſoll. Ich will alles wiſſen. Begleitet mich."

Sie traten an den Irren heran, der auf den Knieen unter dem Baume rutſchte und die grünen Blätter der Birke küßte. „Adorable Jungfrau — Benedicte — mein Stern", wimmerte er.

„Was tut Ihr da?" fragte ihn Benedicte, während ihre Stimme vor Erregung verſagte.

„Seht Ihr's nicht, ſeht Ihr's nicht, ich küſſe der edlen Jungfrau Benedicte von Bülow das Gewand, den Saum ihres heiligen Kleides." Er richtete das erloſchene Auge auf Benedicte und hielt ihr ein paar Blätter hin. „Das iſt ihr Gewand, ihr grünes Gewand, das ſie des Sonntags in der Kirche trägt." Der elende, abgezehrte Körper bebte, die mageren Hände preßten die Blätter aneinander, und die bläulichen, welken Lippen zitterten.

„O", ſchrie er, „Ihr kennt ſie nicht, ſie iſt ſchöner als der Tag, ſchöner als die lauen Sommernächte oder der vom Mondlicht beglänzte Schnee. Und wenn ſie dahinſchreitet, ſo leicht, daß keine Blume

unter der Laſt ihres Körpers erbebt, dann klingt aus ihren Schritten der Gruß in alle Welt: ‚Friede auf Erden.‘“

Benedicte wußte nichts von dem Leid, das dieſer Arme um ſie erlitten hatte. In ihrem Herzen ſtieg nur das große Mitleid empor, vereint mit jenem Gefühl der Schuld, das feinen Geiſtern ſich anheftet, ſelbſt, wenn ſie an irgendeinem unglücklichen Ereignis auch nur ganz paſſiv beteiligt ſind. Ihr religiöſer Sinn wurde in Mitleidenſchaft gezogen; ſie fühlte die Hand Gottes nahe, ſie empfand, daß Gott ſich direkt an ſie wandte.

Benedictes Proteſtantismus war von einer ergreifenden Innerlichkeit, und ihre Religioſität ſtark und echt. Sie ſah die Qualen des unſeligen Mannes, der vor ihr lag, und ihr ganzes Beſtreben ging darauf hinaus, dieſes Schwere zu lindern, ſoweit es in ihren Kräften ſtand.

Sie hatte ſich leicht nach vorn geneigt.

„Peter Röns“, ſagte ſie halblaut.

Da vollzog ſich in dieſem armen, verwirrten Kopfe ein furchtbarer Prozeß. Er drückte ſich aus in den verkrampften Mienen, in dem Vorquellen der Augen und in dem zögernden Öffnen des Mundes. Ein gellender Schrei zitterte von dieſen welken Lippen. Der Kranke ſprang halb empor und ſtöhnte: „Benedicte.“

Sie hatte ſich über ihn gebeugt.

„Peter Röns“, ſagte ſie mit tiefer Trauer in der Stimme. Peter Röns bog ſich wie im Starrkrampf. Dann brach der Körper in ſich zuſammen. Das ſterbende Auge richtete ſich groß und voll auf Benedicte.

Sie neigte ſich ganz zu ihm und küßte ihn auf die Stirn. Wie ein Sonnenleuchten ging es über das

Antlitz des Sterbenden. Seine Züge verklärten sich. Dann zuckte er ein wenig.

Peter Röns war tot.

Es war still geworden. Der laue Sommerwind streifte über diese blühende Heide, er koste die arme, verlassene Birke, und er strich wie besänftigend über die zerfurchten Züge des Verstorbenen.

Die beiden jungen Menschen standen schweigend vor dem Toten. „Ist er verschieden?" fragte Benedicte nach einiger Zeit leise, denn sie hatte außer Herrn von Grapendorf noch nie eine Leiche gesehen.

„Er ist tot", antwortete Francesco.

Benedicte sah still vor sich hin. „Junker, dort unten, vor Reddensen, mähen unsere Knechte das Korn. Geht hin und sagt ihnen, sie sollten den Leichnam ins Haus bringen, damit ihm dann ein ehrliches Begräbnis zuteil werde."

Francesco nickte und ging hinab, um die Knechte zu holen.

Benedicte blieb allein. Die schöne Benedicte von Bülow, die Tochter des Kammerpräsidenten und Geheimen Rates Paul Joachim von Bülow, hielt die Totenwache bei der Leiche des vertrunkenen Präzeptors Peter Röns, der von ihrem Vater davongejagt und ein Spott der Bauern geworden war.

Nach einer Weile kehrte Francesco mit zwei Knechten zurück. Sie sprachen laut und gestikulierten lebhaft.

„Peter Röns, das versoffene Schwein, das ist gut, daß der tot ist", meinte der eine.

Beide grüßten Benedicte ehrfurchtsvoll.

Dann faßten ſie die Leiche unter den Armen an und zogen ſie über den ſtaubigen Fußweg durch das blühende Heidekraut den Berg hinab.

Das iſt alſo der Schluß der Tragödie, dachte Francesco. Ein paar Bauerntölpel ſchleifen die Überreſte des Liebenden durch das dürre Heidegras. Und alles andere war Trug, quälende Phantaſie; ein aus Mitleid hingehauchter Kuß hat dieſe armſelige Welt ſo in ihren Grundfeſten erſchüttert, daß ſie aus ihren Fugen ging.

Wie fein, wie kompliziert, wie überlegen kommt ſich Stechinelli vor mit ſeinem wohlweiſen Vorſatz, den Kelch nie bis an die Lippen zu führen, und die Erfüllung ſeines Sehnens nur in der unausgeſprochenen Harmonie der Gefühle zu ſehen. Er glaubt, die Tiefe dieſes Problems Liebe damit erſchöpfen zu können — er glaubt klüger zu ſein, als der arme Peter Röns, der jeden Baum umhalſte, und deſſen Überreſte dieſe Bauernburſchen eben durch die blühende Heide gezerrt haben.

An Benedicte denkt er vorläufig nicht. Weder an ihr Hoffen, noch an ihre Qual. Er denkt nicht daran, daß er ſie leiden macht. Er ſieht die höchſtmöglichſte Seligkeit in der Bewunderung ihrer Stimme, in dem Schauder, der ihn durchſchleicht, wenn ſie dahinſchreitet.

Es iſt das erſtemal in ſeinem Leben, daß er reſigniert. Das erſtemal, daß er nicht gierig alles, was ihm erreichbar iſt, an ſich reißen und genießen will. Schon deshalb hält er dieſe Reſignation auf jeden Fall für etwas Großes und Wertvolles.

Das junge Mädchen neben ihm wandert ſtill den Weg entlang. Der Tod des Präzeptors iſt an ihr

wie ein Hauch vorübergegangen, denn der Tod iſt chevaleresk geweſen und hat in Gegenwart einer ſchönen Dame keine häßlichen Szenen aufgeführt, ſondern er iſt in der Geſtalt ſeines Bruders, des Schlafes erſchienen.

Aus all dieſen Dingen tritt ihr nur ein Gedanke greifbar hervor: der Gedanke an Francesco.

Nun glaubt ſie, daß der Himmel ſich öffnen müſſe, um über ſie eine Flut von Roſen zu gießen. Sie ſieht Wolken mit goldenen Rändern, und ſie empfindet einen ſüßen, belebenden Hauch in der Natur, über deſſen Herkunft ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben vermag.

Sie weiß nur, daß ſie Francesco Maria Capellini aus dem Hauſe Stechinelli liebt, liebt mit der ſtillen Größe ihrer unberührten Mädchenſeele. Und ſie wäre bereit, einer Welt zu trotzen — mit ihm. So lange ſie an ſeiner Seite weilen darf, will ſie nicht erkennen, daß etwas zwiſchen ihnen beiden ſteht. Sie will nur den Reiz ſeiner Gegenwart trinken und vorläufig alle anderen Gedanken abwehren. Später, wenn ſie allein iſt, werden die Gedanken ja doch über ſie herfallen wie wilde Tiere.

Jetzt aber fühlt ſie nur, daß ſich unſichtbare Ketten von lichten Blumen zwiſchen ihr und ihm geknüpft haben. Und während ſie beide durch den Wald nach Reddenſen zurückſchreiten, jagen ihre Träume voraus in eine ſchöne Zukunft und bereiten ihr ein Glück — in einem Traumlande.

## VIII

Gegen Abend langte der Geheime Rat von Bülow in Reddenſen an, und mit einem Fluch auf Doktor Kipius ſtieg er vom Pferde.

„Habt es beſſer, Junker", ſagte er zu Stechinelli, als ihm dieſer mit Benedicte aus der Tür entgegentrat. „Soll zwar ſein eigen Kroppzeug nicht loben, aber beſſer als der gelahrte Doktor Kipius ſind die Mädels doch."

Benedicte verſuchte beleidigt auszuſehen, Beate, die gerade dazu kam und die Bemerkung noch gehört hatte, machte einen zierlichen Knix und ſagte: „Der Geheime Rat ſind zu gütig, ſo höflich und zierlich in dero Komplimenten. Ganz alte Schule."

Die drei anderen lachten, und dann ging Herr von Bülow zu ſeiner Frau, um ſich mit ihr ein wenig zu unterhalten. Francesco ſuchte ſein Gaſtzimmer auf, wo er ſich zum Abendeſſen umkleidete.

Er öffnete das kleine, bleigefaßte Fenſter und ſah hinaus in den bläulichen Sommerabend. Die Bäume dufteten, am graublauen Abendhimmel ſtanden harmloſe Wölkchen, und auf dem Schloßgraben ſpielten die Mücken. Es war, als ob eine große, erſchöpfte Ruhe ſich über dieſes Land gebreitet hatte, eine Ruhe, die an ſolchem Abend ſich auch über den Menſchen

breitet, daß er ſich dem Sinnen und ſüßen Träumen hingibt.

Francesco hatte ſich auf die Fenſterbank geſetzt und ſah zu, wie die erſten Sterne am Himmel aufleuchteten. Es war ein ſo ſchönes Gefühl, ſich dieſer ſchönen Natur eins zu fühlen, in erdenferner Stille.

Leiſe Stimmen weckten ihn aus ſeinen Träumen. Die beiden Schweſtern unterhielten ſich. Ihr Zimmer ſchien ſchräg unter dem ſeinen zu liegen, und der Eckturm, der zwei Seiten des Schloſſes flankierte, barg inwendig einen Erkerplatz, der vermutlich zu ihrem Zimmer gehörte. Francesco hatte dieſem Erker den Rücken gewandt; er hielt es auch nicht für notwendig, ſich zu erheben; er ſog die ſüße, erſchlaffende Müdigkeit des Sommerabends ein und achtete der Worte, die da unten fielen, vorläufig nicht anders wie ein paar lichter Blütenflocken, die an einem im Frühjahr vorüberwirbeln.

Benedicte mußte nach dem Tonfall der Stimme im Erker ſtehen, Beate war vermutlich in der Tiefe des Raumes beſchäftigt. Die Unterhaltung war lebhaft und angeregt und handelte von Francesco.

Es war kein Wunder, daß der Direktor der herzoglichen Kanzlei ſeinen Poſten nicht verließ, als er hörte, daß von ihm geſprochen wurde, und daß er ſogar horchte, was die beiden Mädchen über ihn ſprechen würden.

Beates Stimme war ein wenig erregt, und doch lag eine gewiſſe ſpöttiſche Heiterkeit darüber.

„Er iſt wohl ſehr freundlich, der Herr Direktor der herzoglichen Kanzlei?“ fragte ſie ihre Schweſter.

„Jedenfalls ebenſo freundlich wie Herr von Wehrenholz.“

„Und vorhin, auf dem Hofe, warst du es, die Herrn von Wehrenholz als besonders freundlich bezeichnete", entgegnete Beate.

Benedictes Stimme klang ein wenig hart, als sie ihrer Schwester entgegnete, daß sie es nicht richtig fände, in Gegenwart eines Fremden den Nachbar und Vetter abzuurteilen.

Beate lachte. „Wenn Herr von Wehrenholz nun beim Vater um dich anhielte, was würdest du tun?"

„Sehr traurig sein, liebe Beate."

„Des italischen Junkers wegen?"

Es kam keine Antwort aus dem Erker.

Nach einiger Zeit fuhr Beate fort: „Ich wäre nicht traurig, wenn Werner Wehrenholz um meine Hand bäte. Ein Mädchen muß heute froh sein, wenn sie überhaupt einen Mann findet. Und Wehrenholz ist von gutem Adel, wohlhabend und nicht häßlich."

Wieder schwieg Benedicte, und Stechinelli glaubte sie zu sehen, wie die Augen starr geradeaus sahen, in die Nacht hinein. Er glaubte zu wissen, daß sie ihre Augen auf den Nordstern gerichtet hatte, und er suchte ihn ebenfalls, damit sich ihre Blicke in seinem Leuchten träfen.

„Ich werde lieber Chanoinesse in Ebsdorf oder Lüne", sagte Benedicte nach einer Weile.

„Aber dein italischer Kavalier lebt doch auch noch", lachte Beate.

„Der nimmt mich nie."

„Benedicte, Schwester, wie bist du weise!"

„Nicht so, Beate. Ich mag ihn gern. Werd mich vielleicht auch krank nach ihm sehnen. Aber zum

Ehgemahl wird er mich nie wählen. Und weil ich ihn nur noch kurze Zeit ſehen werde, deshalb genieße ich in vollen Zügen das Glück ſeiner Gegenwart."

„Warte es ab, Benedicte. Er ſcheint mir ein Mann für dich. Er iſt von edlem Geſchlecht aus Venezia. Daß er ein Bettelknabe geweſen ſein ſoll, halt ich für boshaftes Geſchwätz. Sonſt wären, meiner Seel, die Bettelknaben in Venezia vornehmer denn die Edelknaben in Hannover. Er genießt des Herzogs Vertrauen. Er iſt klug und würde dich wohl verſtehen. Wahrlich, er iſt ein Mann für dich."

Stille. Francesco hört das Rauſchen des Nachtwindes in den Blättern, er hört das Quaken der Fröſche im Graben. Und auf ſeiner Hand liegt das erſte Licht des aufgehenden Mondes.

Dann flüſtert Benedicte ganz leiſe.

Der Junker horcht angeſpannt. Die Worte fallen ihm nicht mehr zu wie Blütenblätter im Lenz. Seine Nerven ſind geſpannt und er bedenkt nicht, daß Horchen häßlich iſt.

„Beate, wenn er auch der Mann für mich iſt, ſo bin ich doch wohl nicht die Frau für ihn."

„Benedicte!"

„Nein, Beate. Ich glaub nicht, daß es die gibt."

„Warum nicht?"

„Weil die Frau, die er die ſeine nennt, für ihn nur die Sehnſucht nach der kommenden bedeutet."

Francesco hat genug gehört. Er kleidet ſich raſch um und dann ſteigt er in das Erdgeſchoß hinab, wo er Herrn von Bülow im Speiſezimmer bereits antrifft.

Die Kerzen auf der Tafel ſind ſoeben angezündet, und der weiche, roſige Glanz der Wachslichter

ſchwimmt auf den ſilbernen Tellern und Beſtecken, auf den Kannen, Krügen, er überhaucht das hausgefertigte Leinen und glänzt auf den nachgedunkelten Ahnenbildern.

Welche Feierlichkeit liegt über einem ſorgfältig gedeckten Tiſch! Wenn ſich irgendwo im Hauſe die Kultur der Hausfrau rückhaltlos dokumentieren kann, dann iſt es hier! Wie iſt ſie aber bevorzugt, wenn ſie von den ſeit Generationen angehäuften Schätzen nur einiges auf die Tafel zu ſtellen, wenn ſich ihre Kultur allein in der Auswahl aus dem Vorhandenen zu betätigen braucht!

Frau von Bülow hatte wie zögernd vor dem Silberſchrank geſtanden und hatte der Magd endlich zwei große Leuchter gereicht; ſchlanke, ſilberne Säulen, an deren Fuß das Bülowſche Wappen angelehnt war, die vierzehn goldenen Kugeln im blauen Felde. Ein paar flache Schalen für Obſt und Konfekt hatte ſie dazu gegeben, eigentlich nur, weil es Stücke von großem, künſtleriſchen Werte waren. Peter Viſcher von Nürnberg hatte ſie vor hundert Jahren gefertigt, als Werner von Bülow die Margarete von Beulwitz ehelichte.

Frau von Bülow wußte, daß der italieniſche Junker ein feines Verſtändnis für dergleichen Dinge beſaß. Man erzählte in Hannover vielerlei von ſeinen ſeltſamen und wertvollen Sammlungen. Und daher hatte ſie der Magd noch ein paar Salzfäſſer von ſchöner franzöſiſcher Arbeit ausgehändigt.

Nun zeigte der Geheime Rat ſeinem Gaſte vor Tiſch noch die Klingen, derentwillen Stechinelli ja eigentlich nach Reddenſen gekommen war. Es waren Waffen von beſonderer Schönheit, teils Ehren-

geſchenke, teils ererbte Stücke. Die Ziſelierung der Toledaner Degen war muſtergültig, und die unverkennbare Meiſterhand Torris ſprach aus der „épée d'honneur", die der Kammerpräſident einſt von der Königin Chriſtine von Schweden erhalten hatte.

„Iſt aber ſonſten ein gar verrücktes Frauenzimmer", lachte Herr von Bülow. „Hat vor Jahren ihrem Hofhiſtoriographen ein Eſſen nach den Rezepten der Römer und Griechen gegeben, ſo daß der arme Gelahrte acht Tage auf dem Tode gelegen hat."

Stechinelli entgegnete, daß ein klaſſiſches Mahl in Venedig nichts Seltenes ſei, nur nähme man inſofern Rückſicht auf die Gäſte, als man die Speiſen etwas moderniſiere und dem gegenwärtigen Geſchmack anzunähern ſich bemühe.

Benedicte und Beate traten in das Zimmer und beteiligten ſich an der Unterhaltung. Man lachte über die Schrullen der Königin Chriſtine, ſpottete ein wenig über ihre Gelehrſamkeit, und auch Frau von Bülow, die ſich mittlerweile eingefunden hatte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten, als Beate die Königin, die ſie in Hannover geſehen hatte, täuſchend kopierte und dazu mit den ſonderbarſten lateiniſchen Zitaten um ſich warf.

„Nun wollen wir aber zu Tiſch gehen", ſagte die Hausfrau, „denn ſonſt macht uns Beate unaufhörlich die Königin vor."

„Crimen laesae majestatis — hohe Freundin, regina sum, sed pater incertus, ſagt ſchon Ovidius, mein Freund. Me hercule . . ."

Dieſe Rede wurde durch das Eintreten eines Dieners unterbrochen, der meldete, daß der edle Herr

Werner von Wehrenholz angelangt sei. Der edle Herr bäte, seine Reverenz machen zu dürfen.

Herr von Wehrenholz folgte dem Anmeldenden auf dem Fuße.

Wehrenholz war ein hagerer, etwa dreißig Jahre alter Mann mit strohblonden Haaren und wasserblauen Augen. Da die Augenbrauen ebenfalls hellblond waren, hatte das Gesicht einen unendlich nichtssagenden Ausdruck. Stechinelli bestaunte die Ungeschicklichkeit der langen Gliedmaßen. Es schien, als ob ihr Besitzer gleichzeitig nur auf eins der Glieder achten konnte, denn wenn er die Hand reichte, war es sicher, daß der Fuß an einem Stuhl hakte oder einer Dame auf das Kleid trat.

Frau von Bülow bat Herrn von Wehrenholz, mit an der Abendmahlzeit teilzunehmen.

So saß Stechinelli dann bei Tisch neben Frau von Bülow und Benedicte, während Herr von Wehrenholz seinen Platz zwischen den beiden Schwestern erhalten hatte.

Die Unterhaltung war fließend und lebhaft. Stechinelli galt mit Recht als feiner Causeur, wie man heute sagen würde, und er wußte mit Verbindlichkeit über weniger bekannte Dinge zu reden. Herr von Wehrenholz sprach von der vorigen Ernte.

„Seid Ihr zufrieden?" fragte ihn Benedicte freundlich.

„Sehr, allergnädigste Jungfrau Beate." Seine wasserblauen Augen strahlten gleichmäßig.

„Benedicte, meint Ihr."

„Verzeiht, der irritierende Glanz Eurer Gegenwart läßt mich die Namen vertauschen."

Herr von Bülow hatte den Braten tranchiert. Er hob das Glas und ſagte nach guter hannöverſcher Sitte: „Meine Herrn, die Damen.“

Die Herren tranken ihren Damen zu.

„Angebetete Jungfrau Benedicte“, ſagte Herr von Wehrenholz zu Beate, als er das Glas hob.

„Jetzt habt Ihr doch endlich meinen Namen behalten“, lachte Beate, „ja, ich habe es immer geſagt: Herr von Wehrenholz iſt ein ganz kluger Mann.“

Ein ſcharfer Blick der Mutter traf ſie über den Tiſch. Sie bemühte ſich dann, den Eindruck dieſer Worte zu verwiſchen und ſprach von der diesjährigen Ernte.

„Sie iſt mäßig“, ſeufzte ihr Nachbar, „es iſt für mich recht ſchwer, denn dieſes Jahr habe ich inſonderheit die Ellernhude beſtellt. Ihr wißt, daß ſich ein ſchmaler Streifen Reddenſer Gebiet in die Ellernhude erſtreckt. So kann ich die Hude nicht quer bepflügen, ſondern muß ſie der Länge nach beſtellen.“

Die Kerzen auf der Tafel waren zur Hälfte abgebrannt, als Frau von Bülow die Tafel aufhob.

Die Damen blieben noch einen Augenblick im Arbeitszimmer des Geheimen Rates, und während Stechinelli die venezianiſchen Klaſſikerausgaben anſah, ſprach Werner von Wehrenholz mit Benedicte von den Ausſichten der nächſtjährigen Ernte.

„Iſt etwas Neues in Reddenſen paſſiert?“ fragte der Geheime Rat nach einiger Zeit, als er ſich in ſeinen großen Lederſeſſel niedergelaſſen hatte.

Benedicte ſah flüchtig auf. „Peter Röns iſt tot.“

„Gottlob“, entgegnete der Geheime Rat, „er war zu gut für dieſe Welt.“

Stechinelli richtete das Auge forſchend auf Benedicte. Er ſah, wie ſie eine Antwort auf der Zunge hatte. Aber ſie ſchwieg.

Herr von Wehrenholz hatte ſeine Blicke ebenfalls auf Benedicte gerichtet. Er glaubte, ihr nach dem Munde zu reden, als er Peter Röns lächerlich zu machen ſuchte.

„Ein verſoffener Präzeptor", meinte er, „ein der Poeterei Befliſſener! Wenn er wenigſtens Hochzeits- und Leichencarmina auf die adeligen Familien gemacht hätte! Aber Liebesgedichte!"

Herr von Wehrenholz war ſehr ſtolz auf dieſe Bemerkung, von der er erſt wieder abkam, als ihn Beate fragte, wie er ſich wohl die Ernte des übernächſten Jahres dächte.

Ein vorwurfsvoller Blick des Vaters tat ihrer verhaltenen Spötterei Einhalt. Aber dieſe Frage hatte doch ein lebhaftes Intereſſe bei Herrn von Wehrenholz erregt, und er ſah Beate mit genau demſelben intereſſierten Blick an, mit dem er vorhin Benedicte angeſehen hatte.

Nach einiger Zeit winkte Frau von Bülow ihren Töchtern. Sie wünſchten den Herren eine geruhſame Nacht und verließen das Arbeitszimmer des Geheimen Rates.

Männer unter ſich. Das Geſpräch, das bis jetzt gezügelt war, wird breit und ausgedehnt. Die Grazie weicht der Derbheit, die Rokokodame der Bauernmagd. Der Witz ficht nicht mehr mit der Klinge, ſondern mit dem Knüppel. Was angedeutet wurde, wird jetzt breitgetreten, was vorher erörtert wurde, wird jetzt verſpottet. Alle ſexuellen Momente inſonderheit werden ſtark unterſtrichen.

Herr von Bülow verstand es, ein würdiges Niveau der Unterhaltung zu bewahren. Er war durchaus kein Spielverderber, aber er liebte jeden Witz des Witzes, und nicht der meist bedenklichen sexuellen Pointe wegen. Darin war er der Mehrzahl seiner Zeitgenossen weit voraus. Freilich hatte er seine Jugend und auch einen Teil seiner Mannesjahre in Holland zugebracht, in der Umgebung der Oranier, die, wie auch der vor acht Jahren verstorbene Statthalter, viel Wert auf eine feine Unterhaltung ihrer Gäste legten. Sich selbst pflegten sie allerdings in tiefes Schweigen zu hüllen.

Wer nach Reddensen kam, ordnete sich diesen Hausregeln ohne weiteres unter. Manchen der verrohten Herren fiel es nicht ganz leicht, aber der Geheime Rat konnte dann eine unerträgliche, ironische Art der Zurechtweisung haben, indem er sich nämlich eine Zote sechsmal erzählen ließ und immer wieder erklärte, er könnte diesen „Witz" nicht begreifen.

So saßen die drei um den großen, gotischen Holztisch und sprachen von allem, was das Land Hannover bewegte, von der Reiselust des Herzogs, von dem Geldmangel, von dem Widerstand der Ritterschaft und der neu gegründeten Bürgerwehr.

Wie verschieden diese beiden Männer denken, überlegte Stechinelli. Herr von Bülow beachtet in der Hauptsache die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen, Wehrenholz radiziert jede Erscheinung auf sich und sein Gut.

Und wie doch Familienbande fest ketten! dachte er weiter. Sollte man nicht denken, daß sich zwei so grundverschiedene Menschen gar nichts zu sagen haben würden! Aber der weite Flug des Herrn von

Bülow hatte seinen Ausgang genommen von seinem Neste, und wenn er der Ruhe bedurfte, dann kehrte er wieder zurück in dieses Nest — nach Reddensen. Deshalb war ihm auch der Standpunkt des Vetters Wehrenholz nicht allein verständlich, nein, er war ihm sogar sympathisch. Waren sie nicht alle so? Basierte nicht ihre Kraft in dem Satze: „Ma terre est la terre?“

Stechinelli, der internationale Weltmann, der Edelmann ohne Grundbesitz, hatte etwas Flatterndes für die Edelleute vom Lande. Er hatte eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes, die ihn diesen Männern ein wenig entfremdete. Er konnte sich so schnell umdenken, daß man ihn — mit Unrecht — des Wankelmutes zieh. In Wahrheit lag es aber daran, daß sein Denken nicht von Jugend auf durch Rücksichten auf Vermögen oder Zugehörigkeit zu einem bestimmten gesellschaftlichen Kreise festgelegt war und deshalb diese Dinge nicht stets zum automatischen Regulator seiner Ansichten wurden.

So sah er mit einem wirklichen Gefühl der Verachtung, daß Wehrenholz immer wieder auf seine Ellernhude zurückkam, daß er immer wieder von dem langen Reddensener Streifen sprach, der sich tief in die Ellernhude hineinbohrte.

„Das macht die Bewirtschaftung so schwer, Vetter Bülow“, seufzte er und umfaßte den Tonkrug.

„Wollt Ihr mir einen Vorschlag machen, daß ich Euch die Ellernhude abkaufen soll?“

„Nicht im geringsten. Ist mein bester Boden. Und ist mir absonderlich wichtig . . .“

„Aber?“ Herr von Bülow füllte dem blonden Nachbarn das Glas voll. Werner von Wehrenholz

ſetzte ſich in Poſitur. Erſt ſtemmte er die Ellenbogen auf den Tiſch, dann rückte er wieder den Stuhl von der Tiſchplatte ab, bis er ſchließlich tief und geräuſchvoll Atem holte und den Kammerpräſidenten verzweifelt anſah.

„Der Herr Junker Stechinelli wird mein Zeuge ſein. Seht, Herr Vetter", begann Werner von Wehrenholz endlich, „ich komme zu meinen Jahren. Bin von gutem Adel, ein rüſtiger Mann, wohl angeſehen. Ihr habt zwei Töchter und einen Sohn. Die Fräuleins ſind gewandt und beſtens geeignet für Hausfrauen. Und ſeht, Ihr ſeid die Sorge los, wenn ich eine von ihnen als Ehegeſpons heimführe." Herr von Bülow wollte reden, aber Wehrenholz erhob wie beſchwichtigend die Hand. „Braucht ja nicht heute ſein. Mögt Euch die Sache wohl überlegen. Will auch kein großes Hochzeitsgut. Gebt Eurer Tochter als Ausſteuer nur das Stückchen Land, ſo in die Ellernhude hineinragt."

Der Geheime Rat hatte den Kopf geſtützt und ſah auf die Kerzen, die weit herab gebrannt waren.

„Welche Tochter meint Ihr denn?" fragte er nach einiger Zeit.

Wehrenholz war verwirrt, weil er an dieſe Frage nicht gedacht hatte. Sie gefielen ihm eigentlich alle beide, und die Namen konnte er ſich nicht recht merken. Er dachte in dieſem Augenblick freilich mehr an die ſtille, ältere, und er nannte ſie richtig bei Namen: „Jungfrau Benedicte."

Francescos Innerſtes erzitterte. Das Geſpräch der Schweſtern, das er belauſcht hatte, ſtand vor ſeiner Seele. Er empfand trotz aller ſeiner Vorſätze eine quälende Eiferſucht, er empfand den Schmerz der Ge-

liebten, wenn ſie dieſem Manne übergeben wurde. Und ſelbſt, wenn Wehrenholz das ſpäter ſehen und vielleicht ſogar empfinden würde, dann würde er Liebe heucheln und nicht kurzerhand ſagen: „Wenn nicht die eine, dann die andere.“ Dazu waren ihm die Schweſtern zu gleichwertig. Und für innere Qualen hatte er gar kein Verſtändnis.

Das alles wollte Francesco Benedicte erſparen. Er legte daher beide Hände flach auf den Tiſch, wie er es immer tat, wenn er überzeugen wollte, und ſagte nachläſſig: „Ihr verſprecht Euch, edler Herr, was bei Eurer Erregung begreiflich iſt. Ich als Zeuge des ſolennen Aktes möchte es aber doch klarſtellen. Ihr ſagtet ‚Benedicte‘, meintet aber ‚Beate.‘ Ich habe es ja ſchon bei der Tafel geſehen.“

Werner von Wehrenholz wurde dunkelrot, ſo daß ſeine blonden Haare ausſahen wie ein reifes Kornfeld gegen den Abendhimmel.

„Aber ſelbſtredend, ſelbſtredend“, ſtotterte er. „Natürlich meine ich Beate. Sagt ich Benedicte? Nein, nein — war ja ein error, ein lapsus linguae.“

„Alſo Beate“, lächelte der Kammerpräſident, „iſt auch weitaus beſſer für Euch geeignet als Benedicte. Müßt morgen aber ſelbſt bei ihr vorſtellig werden, und könnt ſagen, daß Ihr meiner Zuſtimmung gewiß ſeid.“

Wehrenholz ſtand auf und ſtreckte dem Geheimen Rat die Hand entgegen. „Habt Dank, Herr Vetter und Schwiegervater.“

Nach einigen Minuten ſagte er zögernd: „Und die Ellernhude?“

„Iſt das ſo eilig?“ blinzelte der Geheime Rat.

Stechinelli lächelte fein. „Bis zur nächſten Ausſaat muß es wohl geregelt ſein.“

Wehrenholz ſah den italiſchen Junker dankbar an. „So iſt es“, ſagte er mit dem Ton tiefſter Überzeugung.

„Dacht ich mir“, entgegnete Francesco.

Dann ſprachen ſie von den Forderungen der Landſtände, von der Teuerung der Gerſte, und was man von der Kreuzung von Oldenburgern mit hannöverſchen Mutterſtuten zu halten habe.

Die Lichter brannten tiefer. Ab und zu flackerte eines, bis es ſchließlich ganz erloſch. Der Geheime Rat drückte dann eine neue Kerze, die er an einem der brennenden Lichter entzündet hatte, in die Arme des Leuchters.

Werner von Wehrenholz war müde, und das ſchwere Bier legte ſich wie ein Schleier vor ſeine Augen.

„Bene — Beate“, lallte er.

Plötzlich ſank ihm der Kopf nach links. Er ſchnarchte laut mit offenem Munde.

Stechinelli ſtieß ihn mit der Fauſt in die Seite, daß er erwachte.

„Himmelkreuz“, murmelte er, „iſt morgen — noch Zeit wegen — des Ehevertrages — über die Ellernhude. Iſt auf Edelmanneswort gegeben.“

Der Kopf ſank ihm auf den Tiſch. Er ſchlief weiter. Der Geheime Rat blinzelte. „Es wird Zeit zum Schlafengehen“, meinte er.

Wehrenholz wurde in ein Gaſtzimmer gebracht und auf ein Bett gelegt; dort ſchlief er nach wenigen Minuten ein.

„Schlaft wohl, Junker", ſagte der Herr von Bülow noch, als ſie ſich vor der Tür des Zimmers trennten.

Und lächelnd ſagte er noch: „Erinnert ihn nur morgen genau, daß er heut abend nicht die Ellernhude allein erworben hat. Sonſt möchte er Beate vergeſſen haben." —

Erſtaunt es euch, daß Werner von Wehrenholz ſich bei Beate von Bülow das Jawort holte, als er ſich am nächſten Morgen ihr feierlich antrug?

Beate war klug, und ebenſo wie er die Ellernhude, ebenſo erheiratete ſie die Stellung. Chanoineſſe in Ebsdorf, Lüne oder Medingen zu werden, war ihr zu langweilig. Lieber war es ihr ſchon, in Wehrenholz zu wohnen, mit einem fügſamen Manne, dicht bei Reddenſen. Und Benedicte mochte ſie dann täglich beſuchen. Alſo: „Euer Antrag ehrt mich, vieledler Herr, und da es meines Vaters Conſenſus iſt, mit dem Ihr ſprechet, ſo ſtehet mir, als deſſen leibliche Tochter, niemalen zu, dagegen zu proteſtieren. Zumalen, da mir dieſe Ehrung gar wohl gefällig und erſtrebenswert zu ſein ſcheint." — —

Folgt der in zwei Exemplaren ausgefertigte Ehevertrag, dd. Reddenſen d. 24. auguſti im Jahre unſeres HErrn und Seeligmachers 1658.

„Zwiſchen

„dem würklichen Geheimbden Rat und Kammerpräſi-
„denten Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht Georgii
„Wilhelmi, des gnädigſten Herzogs zu Calenberg-
„Hannover, dem vieledlen Herrn Herrn (tit. prop.
„tit. prop.) Paul Joachim von Bülow, erbgeſeſſen zu
„Reddenſen, Beringen ꝛc.

„einerſeits

„und
„dem vieledlen Herrn Herrn (tit. prop.) Werner von
„Wehrenholz, erbgeſeſſen auf Wehrenholz ꝛc.
„andererſeits
„iſt für den Fall, daß eine eheliche Vereinigung mit
„vollzogener copula carnalis zwiſchen dem genannten
„sub 2 und dem Fräulein Tochter Beate des Con-
„trahenten sub 1 zu ſtande komme, fixieret worden,
„daß der Herr Contrahent sub 1 den Landſtreifen, ſo
„in die Ellernhude, dem Eigentumb des offt genannten
„von Wehrenholz hinein rage, dero Frl. Tochter als
„Brautſchatz mitgebe, wofür übrigens der Contrahent
„zu 2 auff jede weiter Mitgift renunzieret.
„So geſchehen wie oben
„P. J. von Bülow mp. Werner von Wehrenholz mp.
„Franciscus Stechinelli, testes nobilis mp.
„(Sigilla impressa)“

Werner von Wehrenholz ſchritt mit leuchtenden Augen aus dem Hauptportal und ſteckte den Vertrag in ſein Samtwams. Er wollte nach Hauſe reiten, dort ſeine Anordnungen treffen und gegen Abend wieder in Reddenſen ſein. Beate ſtand im Torbogen und ſah zu, wie er ſich auf das Pferd ſchwang. Da er aber vergeſſen hatte, ihr einen Abſchiedskuß zu geben, ſtieg er, von einer plötzlichen Galanterie erfaßt, noch einmal ab und küßte ſie. Benedicte und Stechinelli ſahen zu.

Als er ſich über Beate beugte, rutſchte der Ehevertrag aus ſeinem Wams. Beate nahm ihn auf und lief lachend damit weg. Wehrenholz war erſtarrt, dann rannte er wie toll hinter Beate her, und erſt im Laufen beſann er ſich, daß er die Sache ins Lächerliche drehen müſſe, denn ſonſt würde er ſein Lebelang mit dieſem Vorfall aufgezogen werden.

Beate lief quer über den Hof, eine Wendeltreppe hinauf und blieb in der Leuteküche am Herd ſtehen. Wehrenholz erſchien keuchend in der Tür und verſuchte, ſein Geſicht zum Lachen zu verziehen.

„Edler Herr", ſchrie Beate, „tretet nicht in dieſen Raum. Sobald Ihr einen Schritt vorwärts tut, fliegt der Ehevertrag ins Feuer."

„Aber, Jungfrau Beate."

„Bleibt in der Tür. Zieht den Fuß zurück. So."

Wehrenholz zog ein ärgerliches Geſicht. „Seid nicht ſo kindiſch. Ihr wißt doch ganz genau, daß Euer Vater als Edelmann den Vertrag wieder ausſtellt, wenn Ihr ihn verbrennt."

„Tut er wohl, edler Herr. Ihr macht Euch aber lächerlich, wenn Ihr immer von der Ellernhude und wieder von der Ellernhude redet. Wißt Ihr ſo gut wie ich."

Wehrenholz gab im Innern zu, daß ſie recht hatte, und ſuchte, ihr in Worten das Gegenteil zu beweiſen.

„Hört, edler Herr, Eure Worte laſſen mich kühl. Ich will nur eins: Verſprecht mir vor dieſen Zeugen, daß Ihr mich ſtets würdig behandelt, mich nie ſchlagt, mich ſchalten laßt in meinem Hauſe, Euch nicht betrinkt und einen ehrſamen Wandel führt? Verſprecht Ihr, mir das mit auf den Ehekontraktus zu ſchreiben? Bei Strafe des Heimfalles meines Hochzeitsgutes an meinen Vater oder ſeinen Erben?"

Der Ritter ſah Beate an. Dann lachte er. „Vor dieſen Zeugen? Die Küche iſt leer. Alſo gern."

„Gut." Beate ging an die Holztür, die in den Nebenraum führte und ſtieß ſie weit auf. Dort ſaß das ganze Geſinde des Herrn von Bülow bei Tiſch.

Sie saßen schweigend wie in der Kirche, da sie gehorcht hatten.

„Habt ihr's gehört, was der Herr Werner von Wehrenholz mir versprochen?"

Ein Murmeln wogte durch den Saal. „Haben wir, edles Fräulein."

„Gut so." Beate ging in die Küche zurück und rief in den Hof hinunter: „Edler Junker Stechinelli, bittet meinen Vater um sein Exemplar des Ehekontraktes. Und bringt Feder, Tinte und Siegelwachs mit."

Werner von Wehrenholz stand wie gebannt in der Tür. „Ihr treibt Hohn mit mir", sagte er dann.

„Nein, edler Herr, ich habe aber zu viel gesehen und gehört. Noch kann ich mich sichern. Wenn ich den Ring trage, dann ist es zu spät."

Sie standen sich eine Weile schweigend gegenüber. Vor Beate knisterte das offene Feuer, und ihre Hand hatte den Ehekontrakt fest umkrallt. Keines von beiden sprach ein Wort. Die Flammen zuckten unter dem hängenden Kessel, und auf dem Hofe schnatterten die Enten.

Stechinelli und Benedicte kamen die Treppe hinauf. Francesco hatte das Exemplar des Ehevertrages mitgebracht, das Herr von Bülow behalten hatte.

Er trat in den Raum und sah sich staunend um.

„Was bedeutet das?" fragte Benedicte erstaunt.

„Setzt Euch und schreibt", befahl Beate, „hier unter den Vertrag: Ich, Werner von Wehrenholz, erkläre auf mein ritterlich Ehrenwort, daß ich meiner Hausfrau Beate von Bülow kein Schimpf antun, sie nicht schlagen will, sie im Hause schalten lassen werde, auch mich nicht betrinken, auch einen ehrbaren

Lebenswandel führen werde, bei einer Pön des Rückfalles des Hochzeitsgutes an den Herrn von Reddenſen. Wie ich es vor den Zeugen, dem Geſinde zu Reddenſen, erklärt. Den 24. Auguſti 1658."

Francesco lächelte, als er das Schriftſtück angefertigt hatte.

„Unterſchreibt", ſagte Beate.

Wehrenholz lachte verlegen, nahm die Gänſefeder und malte ſeinen Namen darunter. Francesco mußte die Urkunde teſtieren, und Chriſtian Godde, der älteſte Knecht, machte drei Kreuze unter das Schriftſtück. Dann wurde das Siegelwachs im Herdfeuer erhitzt, und die beiden Edelherren drückten ihr Wappenſiegel unter ihren Namenszug.

„So, Junker, jetzt bringt dieſes Dokument meinem Vater zurück", befahl Beate, „und das hier, ohne die Erklärung, nehmt Ihr, edler Herr."

Sie nahm Wehrenholz beim Arm, der immer verſuchte, freundlich zu lächeln und ging mit ihm auf den Hof hinunter. Als ſie im Torbogen angelangt waren, ſpitzte ſie die Lippen und ſagte: „Mein lieber, edler Herr, will Euch eine gute Hausfrau ſein."

Und Herr von Wehrenholz wurde gerührt; er umarmte ſie zärtlich und ritt unter Schwenken ſeines Federhutes von Reddenſen ab.

„So", meinte Beate, als die drei allein waren, „jetzt ſoll er mal kommen."

Francesco machte ſich am Nachmittage reiſefertig. Er hatte Beate und Herrn von Bülow Lebewohl geſagt. Er hatte dann noch mit Frau von Bülow ein wenig geſprochen und kam aus ihrem Zimmer, als er auf dem Flur Benedicte traf. Ein ſtetes Dämmern lag in dieſem großen, dunklen Flur.

„Ihr reist, Junker?“ fragte Benedicte leise.

„Ich reise sogleich. Euer Vater bleibt bis morgen. Ich muß zurück.“

Benedicte war still. Dann ergriff sie seine Hand.

„Es ist so viel Gutes in Euch“, flüsterte sie. „Und so viel Schlechtes. Tut es mir zuliebe, das Gute, wenn Ihr es nicht aus Euch selbst könnt. Lebt wohl.“

Sie huschte weiter und verschwand im Dämmern des Ganges.

Ihn erfaßte eine wilde Gewalt. Er hätte die Welt zwischen seinen Fäusten zerpressen mögen, um dieses Mädchen allein fortzutragen auf irgendeinen Stern. Aber sein Verstand überschrie sein Herz.

„Muß!“ sagte er.

Seine Sporen klirrten auf den Steinfliesen. Das Pferd stand bereit. Er schwang sich in den Sattel. Dann ritt er durch den Torbogen über die Steinbrücke. Er senkte den Federhut vor Frau von Bülow, als er sie von der anderen Seite des Burggrabens aus an ihrem Fenster sah.

In dem Erker des Eckzimmers bewegte sich eine Gardine. Nicht pendelnd, wie sie der Wind bewegt, sondern nach der Seite.

Der Himmel war hoch und blau. Die Felder wogten. Die Welt war unendlich weit; und Francesco glaubte fest daran, daß aus diesem Verzicht für ihn ein tiefes, inneres Glück erstehen würde.

Er trabte an und ließ Schloß Reddensen hinter sich.

## IX

Zwiſchen Seiner Durchlaucht — den Titel führte der Amans Dux aus eigner Gnade ſeit dem Jahre 1659 — und der Barbara Buccolini hatte es im Herbſt des Jahres 1664 heftige Auseinanderſetzungen gegeben. Die erklärte Geliebte hatte den Herzog gebeten, ihren illegitimen Sohn, der den Namen von Bucco führte, vom deutſchen Kaiſer in den Grafenſtand erheben zu laſſen. Aber Wiener Grafendiplome waren teuer, und der Herzog behauptete, für dergleichen Allotria ſei das hannoverſche Geld zu gut.

Er hatte im übrigen ſeit langem eine ſtarke Sehnſucht, wieder einmal zu reiſen. Ihn ödete dieſes Hannover, dieſes ganze Norddeutſchland, wo die Konvention und die Biederkeit ſich ſelbſt der Ausſchweifung bemächtigten, und wo man den ſüßen Reiz der exzentriſchen Sünde nicht kannte.

Brr . . . durch die Bewunderung dieſer Leute wurde das entzückendſte Ereignis zum Laſter. Sie waren nicht diskret genug, den Zauber des Geheimniſſes über ſeinen Liebesabenteuern ſchweben zu laſſen; ſie verehrten ſeine kleinen Freundinnen, ſobald ſie ſie ausfindig gemacht hatten, mit offener Devotion und konnten ſich nicht denken, daß ihm ein taktvolles Still-

ſchweigen tauſendmal lieber geweſen wäre als die ſchonungsloſen Lobpreiſungen ſeiner Geliebten.

„Sie ſcheinen dieſe Dame vor mir beſeſſen zu haben", ſagte der Herzog bei ſolcher Gelegenheit einem Hofmann, „denn Ihre Kenntnis ihrer Reize iſt weitaus größer als die meine."

„Nichts liegt mir ferner."

„Nun wohl, dann haben Sie ſie auch nicht mit ſolchen Augen anzuſehen, als ob Sie ſie mit den Blicken entkleiden wollten."

Es muß hier geſagt werden, daß es durchweg die zugewanderten Welſchen waren, „Gäſte mit glattgeſchorenem Kinn und langem, künſtlich gewundenen Haupthaar", die ſich in Devotion erſchöpften. Es war nicht recht vom Herzog, daß er dieſe aus Frankreich ſtammende Bewunderung ſeiner Maitreſſen dem hannöverſchen Adel zur Laſt legte. Später, als ſein Bruder Ernſt Auguſt, der erſte Kurfürſt, in Hannover reſidierte, hatte freilich dieſe häßliche Kriecherei vor den Gunſtdamen ſelbſt die Beſten angeſteckt; um die Zeit Georg Wilhelms aber waren es in der Tat faſt ausſchließlich die Fremden, die dieſem Laſter huldigten.

Aber wie dem auch ſei: der Herzog hatte eine gute Selbſtentſchuldigung gefunden, und im September des Jahres 1664 teilte er eines Morgens dem Geheimen Rat und Kammerpräſidenten von Bülow mit, daß er nach Holland zu reiſen gedenke. Herr von Bülow zuckte ein wenig zuſammen.

„Woher ſoll das Geld kommen?" fragte er ruhig.

„Die Frage wollte ich gerade an Euch richten, lieber Freund", entgegnete der Herzog mit leichtem Zynismus, „aber ſo erſpart Ihr ſie mir. Ich kann

Euch also nur bitten, dafür Sorge zu tragen, daß es kommt."

„Das ist unmöglich, Euer Durchlaucht."

„Verkauft ein Gut."

„Euer Durchlaucht gestatten die Bemerkung, daß sich jetzt kein Käufer findet."

„Die Stände sollen mir eine Summe bewilligen."

„Die Stände haben kein Geld. Nur . . ."

„Was nur?"

„Eine Frage würde aufzuwerfen sein."

„Ad rem."

„Die Stände wollen Euer Durchlaucht zwei Tonnen Goldes bieten, wenn Euer Durchlaucht beim bevorstehenden Absterben des erlauchten Fürsten Christian Ludwig von Celle von Dero Optationsrecht keinen Gebrauch machen, also das Cellesche nicht übernehmen, sondern das Land Hannover behalten. Die Stände fürchten für den lutherischen Glauben, wenn Euer Durchlaucht katholischer Bruder Johann Friedrich hier regieren wird."

Der Herzog sah zum Fenster hinaus. Er dachte an die Totenfeier für Herrn von Grapendorf.

„Das ist also das Opfer wert?"

Herr von Bülow sah den Herzog fest an.

„Noch mehr, Euer Durchlaucht. Wenn sich der Adel Hannovers jetzt von allen weltlichen Mitteln entblößt, dann tut er es nur um des Glaubens willen. Wir wissen, wie wir uns schwächen, dadurch, daß wir Euer Durchlaucht zwei Tonnen Goldes bieten, wobei vielen von uns nicht ein silberner Löffel mehr vorhanden ist. Aber wir tun es."

Georg Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Ist nicht die Zeit, den Adel um Geld zu bitten. Ich dank Euch, edler Freund. Nun meldet mir einiges über Eure Familie. Wie geht es Eurer Eheliebsten?"

Der Kammerpräsident neigte das Haupt. „Sie ist gar wohl zufrieden. Ist Großmutter geworden, zweimal schon — von Wehrenholz her. Sind beide glücklich."

„Und Jungfrau Benedicte? Ich sah sie so lange nicht."

Der Geheime Rat stützte die Hand auf den Tisch. „Es war gar sonderlich mit ihr. Sie wurde vor fünf Jahren ernst und still, und bat, wir möchten sie als Chanoinesse in Lüne eintreten lassen. Tat mir gar leid für das junge Kind. Aber sie sagte, es wäre ihr ein Behagen, durch die langen Gänge zu schreiten, die Kreuzgänge des Hofes, und einsam ihren Gedanken zu leben. Und wir taten ihr den Willen. Jetzt aber . . ."

„Nun?"

„Jetzt ist in Wienhausen im Celleschen die Domina von Hohnhorst verstorben. Da wir die Exspektanz auf die sedia haben, wird Benedicte in einigen Tagen dort eingeführt."

„Als Domina?"

„Als Domina."

Der Herzog schüttelte dem Kammerpräsidenten die Hand. „Grüßt mir die neue Domina", sagte er freundlich. „Werd wohl doch bald ihr Landesherr sein, und Ihr, mein Freund, kommt auch mit nach Celle, wenn mein Bruder stirbt. Ich bleib nicht hier. Mit dem papistischen Bruder wird der Adel wohl allein fertig werden. Ich geh nach Celle."

Der Geheime Rat verneigte ſich und griff nach der Türklinke.

„Schickt doch hinauf in die italiſche Kanzlei", ſagte der Herzog, als Herr von Bülow bereits in der Tür ſtand, „und laßt den Direktor zu mir bitten." Der Angeredete neigte das Haupt, machte noch eine tiefe Verbeugung und verließ das Gemach.

Es iſt ſechs Jahre her, ſeit wir Francesco verlaſſen haben. Es ſind jene ſechs Jahre im Leben des Menſchen, die an ſeinem Temperament verhältnismäßig wenig mehr ändern, die ihn aber feſtigen, zum Manne machen. Die Zeit der Tollheiten hatte Francesco hinter ſich, als wir ihn verließen. Der Italiener hat ſeine Entwicklung früher abgeſchloſſen, als es die Deutſchen tun. Die Zeit ſtiller Feſtigung hat ihn zum Manne gereift. Das Leben iſt ihm nicht mehr eine Variation des Themas Liebe, ſondern die Liebe iſt ihm nur noch eine Variation des Themas Leben.

Er iſt auch dem Äußeren nach feſter, geſchloſſener. Er weiß, was er tut. Jede Bewegung iſt ruhig und zielbewußt. Der Blick iſt klar und ſicher.

Er verneigt ſich mit Anſtand, als er in das Zimmer des Herzogs tritt.

Georg Wilhelm ſitzt an einem Tiſch, auf dem eine weitgebauchte Schokoladenkanne und eine Taſſe ſtehen. Das Service iſt von feinſter chineſiſcher Arbeit; Admiral de Ruyter, den Georg Wilhelm einſtens in Brüſſel kennen lernte, hat es ihm geſandt, im Verein mit all den Tellern und Schüſſeln, die an den Wänden des Zimmers aufgehängt ſind.

Der Herzog reicht Francesco freundlich die Hand. Er ſpricht von der politiſchen Lage, von dem bevor-

ſtehenden Tode ſeines an Auszehrung leidenden Bruders in Celle, er ſpricht von ſeiner Abſicht, nach Holland zu reiſen. Das klingt alles ſo gleichgültig, ſo konverſierend liebenswürdig, daß Stechinelli denkt: „Wo ſoll das hinaus?“

Der Herzog ſtreicht mit dem kleinen Finger der rechten Hand über die Glaſur der Schokoladenkanne und hebt das Auge ein wenig.

„Möchtet Ihr wohl einmal wieder in Eure Heimat Venezia?“

„Iſt ſeit langem mein Sehnen“, entgegnet Francesco.

Der Herzog nickt freundlich. „Soll Euch jetzt Gelegenheit werden. Ich habe eine gar feine Miſſion, an den Hohen Rat der erlauchten Republik —“

Francesco horcht auf. Sein Herz klopft zum Zerſpringen. Der Venezianer in ihm erwacht nach zehnjährigem Schlaf. Er — als offizieller Geſandter des Herzogs von Hannover? Dem wird er nicht widerſprechen.

Und er neigt den Kopf mit vornehmer Ruhe.

„Wißt“, beginnt der Herzog und legt ihm die Hand auf die Schulter, „ich habe mit dem Hohen Rat einen heimlichen Vertrag geſchloſſen, daß ich ihm Hilfstruppen gegen die Ungläubigen ſtellen will. Nun wird in den nächſten Jahren der Kampf auf Kandia entbrennen. Ihr werdet verſtehen, daß ich Geld brauche, um die Truppen einzuüben. Ich brauche auch Geld, um jetzt nach Holland zu reiſen. Darum müßt Ihr bald nach Venezia eilen. Dort ſollt Ihr mit den Prokuratoren verhandeln, daß ſie mir gleich ein Drittel der Summe zahlen, das ich für die Reiſe brauche; das zweite Drittel ſoll in einem halben

Jahre fällig sein, damit ich gleich ein Heer aufstellen kann, sobald ich in Celle sein werde. Der Rest der Gelder ist fällig, wenn die Truppen in Venezia ankommen. Für die vorgestreckte Summe geb ich Euch Pfandbriefe mit. Wenn die Herren nicht anders wollen, so gebt ihnen die Schuldverschreibungen zur Sicherheit."

Stechinelli neigt wieder den Kopf.

„Und für Euch", fährt der Herzog fort, „gilt, daß Ihr vornehm, aber nicht üppig auftretet. Einige Reiter sollen Euch begleiten. Ihr reist, wenn Ihr das Geschäft in Venezia erledigt habt, nach Amsterdam. Dort trefft Ihr mich, und je nachdem, ob Ihr Geld habt oder nicht, bleiben wir in Holland oder reisen retour. Wenn Euch das Geschäft gelingt, was wollt Ihr dann für eine Gnade?"

In Francescos Hirn, das sich die Reiseroute bereits ausgemalt hat, ist eine Erinnerung wach geworden. Blitzschnell jagt ihm der Gedanke durch den Kopf. Der Gedanke an den Boten des Fürstbischofs von Trient, der mit den Tuchen handelte.

Und er sagt reserviert und klug: „Euer Durchlaucht Güte ist zu groß. Wenn ich hoffen darf, Euer Durchlaucht auch nach Celle zu begleiten, als Dero treuer Diener . . ."

„Ist mir eine Freude."

„Dann bitte ich ergebenst, mir doch den Handel mit fremden Tuchen als alleinige Gerechtsame zuerkennen zu wollen."

Dem Herzog ist erst im Laufe der Unterhaltung eingefallen, daß Francesco vielleicht ein Geldgeschenk begehren würde. Das hat ihn nun gequält, aber um so zufriedener ist er, als Francesco nur um eine

Gerechtſame bittet, die ein Blatt Papier und ein paar Federſtriche koſtet.

„Kommt der Venediger Kaufmann zutage?“ lacht Georg Wilhelm. „Iſt mir aber lieb zu hören. Verſpreche Euch bei meinem Fürſtlichen Ehrenwort, der Bitte, wenn Euch das Geſchäft gelingt, Folge zu leiſten. Könnt Ihr in zwei Tagen abreiſen?“

„Ja.“

„Schön. Die Päſſe und Briefe werden bis dahin fertig ſein. Mehr brauch ich Euch nicht zu ſagen. Zeigt den Herren, was Ihr könnt. Gott befohlen und auf Wiederſehen in Amſterdam.“

Er reicht Stechinelli die Hand, ſchüttelt ſie kräftig und nickt dem Direktor noch einmal freundlich zu, als dieſer mit einer tiefen Verbeugung den Raum verläßt. — —

Francesco ſtieg langſam die ſteinerne, kunſtvoll gemeißelte Wendeltreppe hinab und ging über den Ehrenhof in die italiſche Kanzlei zurück. Er rief den mageren, italieniſchen Schreiber, Carlo Cavareto, der bei den hannöverſchen Mädchen viel Unheil geſtiftet hatte und ſagte ihm, daß er mit nach Venedig reiſen ſollte. Er möge ſich mit guten Kleidern wohl verſehen, auf daß die Geſandtſchaft Seiner Durchlaucht nicht wie eine Zigeunerherde in der ſtrahlenden Venezia einziehe. Übermorgen früh ginge die Reiſe los. Als Francesco den beglückten Schreiber entlaſſen hatte, öffnete er die Schublade ſeines Schreibtiſches und nahm aus der hinterſten Ecke ein kleines Paket Es enthielt die Briefe des Fürſtbiſchofes von Trient an die Kurfürſtin von Bayern. Francesco entfernte die Umhüllung des Paketes und nahm von den zwanzig Briefen zehn, die er ſorgfältig einſchlug und in die

Brusttasche steckte. Die anderen Briefe legte er wieder in die Schublade zurück.

Dann ging er in seine Wohnung und befahl dem hannöverschen Diener, er solle übermorgen früh alles zur Abreise nach Venedig bereit halten. Er selbst habe morgen noch in Celle zu tun, sei aber spätestens beim Eintritt der Dunkelheit wieder in Hannover.

Die Herbstsonne lag ruhig und freundlich wie eine schnurrende Katze auf dem Schloßhofe, als Francesco, in seinen Mantel gehüllt, über den Ehrenhof schritt und dem Wachthabenden mit der Hand Grüße winkte. Er antwortete auf den scherzenden Zuruf des jungen Offiziers und ging durch den dunkelen Bogen, über die Brücke nach der Altstadt, wo er den Tuchhändler Wilhelm Bertelsmann aufsuchte.

Meister Bertelsmann wohnte in einem seltsamen Hause, das mit wunderlichen und geheimnisvollen Geräten vollgepfropft war. Man sagte allgemein, daß er der schwarzen Kunst, zum wenigsten aber der Alchemia ergeben sei, jener Kunst, der der Herr Herzog Ernst August, der Bruder des regierenden Herrn, zur Zeit protestantischer Bischof von Osnabrück, auch so sehr zugetan war. Meister Bertelsmann lachte, wenn die Leute ihn fragten, wie es denn mit dieser Kunst stände. „Sind einfache Färbversuche, die ihr für Hexerei haltet", antwortete er und nickte dazu mit dem großen Kopf. Aber das Gerücht blieb bestehen, und sein merkwürdiges Haus, das über und über mit Fratzen bedeckt war, die tief in das Holzwerk geschnitzt sein mußten, gab dem Gerücht weitere Nahrung. Das waren Fratzen von einem derben Humor, wie ihn die geschraubte Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr verstand, und darunter gab es

Sprüche in seltsam verschnörkelten Buchstaben. „Ein Christenmensch mag doch nicht in solch heidnischem Hause wohnen", sagten die Leute, „selbst Meister Bartel, der Henker, hat ein ander Heim." Aber Bertelsmann wackelte dann wieder mit dem großen Kopf und sagte verschmitzt: „Verstehe ich recht, der Herr will mir ein neues Haus bauen? Welche Freude!" Dann blieb er von den Vorwürfen verschont, und er fühlte sich wohl in dem geheimnisvollen Hause. Da seine Waren gut und preiswert waren, kauften die Bürger gern bei ihm und versuchten dann wohl, hinter das Geheimnis der Alchemia zu kommen. Aber Erfolg hatte noch keiner damit gehabt.

Diesen Mann hatte Stechinelli sich ausgesucht, um mit seiner Hilfe seine Pläne durchzuführen.

„Der edle Herr Stechinelli", sagte Meister Bertelsmann, „was führt Euch zu mir? Braucht Ihr neue Gewandstoffe? Ich habe große Auswahl."

„Ich brauche einen neuen Mantel, von feinem Tuch, wie es in Trient gefertigt wird. Wollet mir von dem Tuche zeigen, Meister."

Für Meister Bertelsmanns Ohren war dieser Auftrag Musik. Er holte eine kleine Trittleiter, stieg mit Würde hinauf und zog aus dem obersten Warenregal einen Ballen, den er mit Geschicklichkeit herunterbalancierte. Er warf ihn dann mit einem leisen Krach auf den Tisch und rollte gleichzeitig einen Teil des Tuches ab, das er Stechinelli hinhielt.

„Das ist Tridentiner Tuch", sagte der Meister mit dem Tonfall tiefster Bewunderung, den die Verkäufer ihren eigenen Waren gegenüber so gern annehmen.

„Ein gutes Tuch“, entgegnete Francesco und prüfte die Ware zwiſchen den Fingern.

„Gut?“ Meiſter Bertelsmann zog ſein Kirchgangsgeſicht. „Edler Herr, das iſt ein Traum von Tuch.“

„Und koſtet?“

Der Meiſter wiegte den Kopf. „Dem edlen Junker laſſe ich das Stück für einen Dukaten.“

Dich kann ich brauchen, dachte Francesco. Laut aber ſagte er: „Meiſter!“ und verſuchte ſeiner Stimme einen erſchrockenen Klang zu geben.

„Meiner Seel, verdien nicht mehr daran, als ein paar Batzen.“

Francesco ſetzte ſich halb auf den Tiſch und ſah Meiſter Bertelsmann von der Seite an. „Hier iſt der Golddukaten und das Stück iſt mein. Ich feilſche deshalb nicht, weil ich mit Euch andere, wichtigere Geſchäfte machen will. Hört mich an.“

Und nun erzählte er dem aufhorchenden Meiſter, daß der Herzog ihm den Handel mit fremden Tuchen für ſein Land zugeſtehen werde. „Sein Land“, das ſei Hannover, ſo lange der Herzog in Hannover regiere. Und der neue Herr werde ſich hüten, die alten Privilegien umzuſtoßen.

Für Celle wird niemand wagen, mir das Privilegium zu beſtreiten, dachte Francesco. So halte ich den Tuchhandel für beide Länder feſt.

Meiſter Bertelsmann geriet in Erſtaunen. „Und die hamburgiſchen Kaufleute, von denen wir jetzt das Tuch beziehen?“

„Dürfen keinen Fetzen mehr verkaufen.“

„Und für alle fremden Tuche, ſagt Ihr, gilt das?“

„Für alle“, lächelte Francesco.

Der würdige Meiſter ſchlug die Hände zuſammen. „Dann werdet Ihr ja ein ſchwer reicher Mann.“

Francesco nickte. „Wollen es hoffen. Aber, Meiſter Bertelsmann, ich bin kein Geizkragen. Ihr ſeht ein, wenn der Herzog nun doch Celle übernimmt, dann muß ich auch am Hofe in Celle ſein, und brauche hier für Hannover einen — wie ſoll ich ſagen — Agenten, Vertrauensmann . . .“

Meiſter Bertelsmanns Augen wurden kreisrund. „Und da wolltet Ihr . . .“

„Da wollte ich Euch fragen, ob Ihr geneigt ſeid, dies Geſchäft mit mir zu machen. Ihr bekommt dreißig Percentum vom Reingewinn, von dem, was Ihr hier verkauft. Ein Riſiko habt Ihr nicht. Ihr müßt mich nur auf dem Laufenden halten, was Eure Kunden begehren.“

Meiſter Bertelsmann war außer ſich vor Vergnügen. Er holte ein Stück Papier, Feder und Tinte, und ſo wurde ein bedingter Vertrag zwiſchen den beiden geſchloſſen.

„Nehmt das Stück Tuch zum Andenken“, lachte der Meiſter. „Hier iſt Euer Golddukaten zurück.“

„Nicht doch“, entgegnete Francesco, „nur ſagt mir jetzt eins: wie verhält es ſich mit dem Verdienſt?“

„Ehrlich geſprochen iſt die Sache ſo: der Tuchmacher in Trient bekommt einen Taler für das Stück, die Hamburger laſſen es mir für zwei Drittel Dukaten, ich nehme einen ganzen dafür.“

Francesco lachte und erkundigte ſich nach den Tuchhändlern in Celle. Auch mit ihnen gedachte er Rückſprache zu nehmen, ehe er nach Venedig ging, denn auf Detailgeſchäfte wollte er ſich ſelbſt nicht ein-

laſſen. In Trient wollte er auf der Rückreiſe dann die Geſchäftsverbindungen wieder anknüpfen, an die er ſich ſo plötzlich erinnert hatte.

Bertelsmann gab über alles Auskunft. Er berichtete, wieviel Tuch im Jahre gefordert würde, und wie die Ware ſich bezahlt machte, wenn der Zwiſchenhandel wegfiele. Er rieb ſich die Hände und verbeugte ſich immer wieder. Dann geleitete er ſeinen neuen Herrn an die Tür und verſprach, den Stoff ſofort zum Schneider zu ſchicken, damit der Mantel zur Abreiſe fertig ſei.

Stechinelli ſaß bis ſpät in die Nacht hinein in ſeinem Zimmer und rechnete. Er hatte einen flüchtigen Überblick über die Lage des Tuchmarktes in Hannover erhalten. Sein Sinn ging aber weiter. Ihn umgaukelten ſeine Pläne.

O ihr Pläne, die ihr jung ſeid wie das Samenkorn, von denen niemand weiß, als der Boden, der euch trägt. Wer ahnt die quellende, ſprengende Kraft, die in euch ruht, ehe ihr zutage tretet. Wer von all den Leuten am Hofe von Hannover ahnt, wonach dieſem Direktor der italiſchen Kanzlei der Sinn ſteht? Seine Pläne füllen ihm das Hirn, ſie ſind gewaltig und umfaſſend, als wollten ſie den Körper ſprengen. Aber Stechinelli, der ſie hinausſchreien möchte und ſie vor Jahren auch hinausgeſchrieen hätte, iſt klüger geworden. Er iſt ein Mann. Alſo ſchweigt er. Und wartet aufmerkſam. Einſt wird der Same ſtrotzend und kräftig aus der Erde ſchießen. Aber erſt, wenn die Zeit da iſt. Sonſt zerſtören ihn Froſt und böſe Winde, vordem er zur Reife kommt.

Als Francesco am nächſten Morgen nach Celle reitet, denkt er ſeine Gedankenfolge weiter durch. In

seinem Gehirn formt sich der Plan klarer und klarer. Was gestern noch nebelhaft, kraftgeschwellt vor ihm stand, was sich nicht anders äußerte, als in einem tollen Jubel, einem Drängen, das seine Brust füllte, das ist heute morgen in das Gebiet des klaren Denkens gerückt. Er überlegt sich, wie er den Verkauf der fremden Tuche durchführen, wie er in Trient und Amsterdam Handelsbeziehungen anknüpfen, wie er in allen Städten der Lande Calenberg—Hannover—Celle seine Agenten haben will, die ihm Rechnung legen und über die wirtschaftliche Lage Bericht erstatten sollen. Er überlegt sich auch, wie der Aufschwung der Tuchindustrie in den Landen zurückzuhalten sei, damit er sein Monopol auf das weitgehendste ausnutzen könne.

In Celle und Hannover beabsichtigt er große Depots anzulegen. Wenn möglich auch in Braunschweig, da der Tuchhandel für Braunschweig-Wolfenbüttel nicht in einer Hand liegt. Er hofft, mit dem großen Rückhalt, den er an den anderen Welfenländern hat, die Konkurrenz in Braunschweig bald aus dem Felde schlagen zu können.

Dann packt ihn wieder ein Gedanke, der ihn seit gestern abend bereits quält. Er müßte versuchen, die Transportkosten zu verbilligen. Wenn er sich auch einen Wagenpark im Laufe der Zeit anlegen könnte, so wäre das doch nicht das, was er ersehnte. Das Risiko wäre groß. Er hatte einen umfassenden Gedanken, eine Idee. Er wollte versuchen, das staatliche Verkehrsinstitut in seine Gewalt zu bekommen. Sein Streben mußte — kurz gesagt — nach der Belehnung mit dem Postmeisteramte in sämtlichen braunschweig-lüneburgischen Landen gehen.

Aber die Turn und Taxis? Die das Reichspoſtregal hatten? Du lieber Gott, die mochten ſich dann beim Kaiſer beſchweren. Das waren ja auch Italiener, aus den Bergen von Taſſis bei Bergamo, und konnten ihm daher wohl ein wenig Glück gönnen. Daß das Poſtregal Reichsregal war, würde die Herzöge nicht hindern, es ihm für ihre Lande zu verleihen — im Gegenteil. Die Territorialherren freuten ſich, wenn ſie dem Kaiſer wieder einmal trotzen konnten.

Er war in das Dorf gelangt, in dem er damals den unglücklichen Peter Röns inmitten der Bauern geſehen hatte. Der Herbſtwind kreiſte durch die Bäume, deren Blätter flatternd auf den Boden ſanken.

Ein freundliches, wärmendes Sonnenlicht ſtreifte den Reiter. Dieſes Licht hatte etwas Tröſtendes, Mütterliches — etwas Beruhigendes. Es war wie eine leiſe, weiche Stimme, die ſagte: „Sei nicht traurig, mein Junge, das geht alles vorbei.“

War es denn wirklich vorbeigegangen? Was hatte ſeine Reſignation Gutes gewirkt? Die Zeit hatte an der großen Leidenſchaft zu Benedicte gebröckelt, und was noch übrig war, mochte ſo viel wert ſein wie ein Torſo einer ſchönen Statue. Er hatte die Geliebte nur einmal geſehen, bei einem Hoffeſt in Hannover. Sie war ſchön und bleich, und ſie hatte ſich mit ihm unterhalten, wie kultivierte Leute ſich in ſolchen Lebenslagen zu unterhalten pflegen. Vornehm, freundlich und zurückhaltend, wenn ihnen auch das Herz zuckt.

Dann war Benedicte Chanoineſſe in Lüne geworden. Das junge Geſchöpf huſchte durch die Fach-

werkbauten, ſie ſtand an dem kleinen Brunnen vor dem Remter, ſie ſah von den tiefen Gängen des Kloſterhofes auf den etwas höheren, in der Mitte liegenden Kirchhof, und Sonntags ſang ſie oben im Damenchor aus einem großgedruckten Geſangbuche.

Die Gedanken kamen wieder, die ihn ſeit langem quälten. Wem zuliebe war dies geſchehen?

Er malte ſich aus, wie es geworden wäre, wenn er ſie geheiratet hätte. Geheiratet. Ja, ein Mädchen wie Benedicte heiratet man. Er hätte jetzt vier oder fünf Kinder, und die Reſignation wäre verſchwunden. Aber ſein Sehnen?

Sein Sehnen wäre wahrſcheinlich bei einer ganz anderen Frau.

Er erkannte plötzlich dasſelbe, was Benedicte vor Jahren in Reddenſen zu ihrer Schweſter geſagt hatte, daß nämlich die Frau, die er errungen hatte, ihm nur die Sehnſucht der kommenden war.

Die weißen Häuſer von Reddenſen tauchten auf. Er nahm einen Seitenweg und ließ das Schloß liegen.

In der Nähe von Ramlingen ſagte ihm ein alter Bauer, daß er des Hochwaſſers wegen die Fähre unterhalb von Nienhagen nicht überſchreiten könne. Der Fährmann wage nicht überzuſetzen.

„Am ſicherſten iſt es, wenn Ihr über Wathlingen nach der Aller zu reitet und dann den guten Weg am Fluſſe entlang benutzt. Ihr kommt ſchneller zum Ziel, als wenn Ihr Euer Pferd durch die naſſen Wieſen treibt, und nie ſicher ſeid, ob Ihr Euch nicht verirrt habt.“

Francesco dankte für den guten Rat und ritt durch den Wathlinger Forſt, durch Wathlingen und Eick-

lingen. Er ritt durch einen feuchtduftenden Tannenwald, überschritt eine Höhe und erstaunte fast, als er vor sich wieder ein Dörfchen liegen sah. Es machte einen schmucken und wohlhabenden Eindruck. Die Häuser waren gepflegt, und die Kirche, ein hoher, stattlicher Bau, ragte über die Wipfel der Bäume. Ein schloßartiges Gebäude, inmitten eines wohlgepflegten Gartens, ließ in Stechinelli den Gedanken aufkommen, daß dieser Ort ein Lustplatz der Herzöge von Celle sei.

Als er in das Dorf einritt, fand er die Bewohner in lebhafter Bewegung. Die Frauen waren geputzt und drängten sich schwatzend zusammen. Die Männer gingen wie gelangweilt umher, mit dem bekannten Ausdruck: Wenn es nur erst vorbei wäre.

Stechinelli ritt durch die breite Dorfstraße und war erstaunt, als er plötzlich vor einem gedrückten, großen Häuserkomplex stand. Die Kirche, die er schon vom Walde aus gesehen hatte, war in diesen Komplex eingebaut; ihre Haupttür stand weit offen.

„Was ist das hier?“ fragte Stechinelli ein Mädchen.

„Das Kloster, Herr.“

„Welches Kloster?“

Das Mädchen lachte. „Na, das Kloster Wienhausen.“

„Feiert ihr heut ein Fest?“

„Ja, Herr, die gnädige Frau Domina wird eingeführt.“

„So, eine neue Domina?“

Für alte, runzelige Stiftsdamen hatte Francesco wenig Interesse.

„Wie heißt sie denn?“

„Es ist die gnädige Frau von Bülow."

Stechinelli wandte plötzlich den Kopf. Aber es gibt ja so viele Bülows. Wie töricht, daß er immer bei dem Namen noch zusammenzuckte.

„Ist es wohl erlaubt, der Feier beizuwohnen?"

„O, gewiß, nur eilt Euch, sie hat schon begonnen."

Francesco sprang vom Pferde und gab es einem jungen Burschen, dem er einen Taler versprach, wenn er das Pferd hielte.

Dann schritt er durch das große Backsteinportal der Klosterkirche von Wienhausen, leise und schleichend, daß nur die Sporen wie unerzogene Kinder in diesem ernsten Raume vorlaut und ungeniert kicherten. Francesco setzte sich in eine Ecke der großen, halbdunkelen Kirche und sah sich um. Die Gemeinde sang aus alten, zerrissenen Gesangbüchern, und die Gesichter der Andächtigen waren hart und unbeweglich, wie die der holzgeschnitzten Heiligen in dem großen, buntbemalten Altarschrein.

Als Gesang und Orgelspiel beendet waren, trat ein schöner, klug aussehender Mann mit würdiger Haltung vor den Altar und verlas die Liturgie. Francesco beobachtete, wie der große, weiße Halskragen das rosenfarbene Licht der dicken Altarkerzen auffog, und wie die langen, bläulichen Schatten der sauber gelegten Kragenfalten es zurückwarfen. So umgab das feine Gelehrtenhaupt ein ungewisser Schimmer, durch den die volle Stimme wohltuend und beruhigend klang. Die Stimme schallte wider von den Backsteingewölben; es war, als ob sie Leben erweckte in den Winkeln und Erkern des ehrwürdigen Baues, der einst dem Gottesdienst der Zisterzienserinnen gedient hatte. Als dann der Geistliche, Herr

Doktor Joachim Hildebrandt, Oberſuperintendent und Profeſſor der Theologie in Helmſtedt, die Liturgie beendet hatte, fiel die Orgel wieder ein und die Gemeinde ſang: Ach, bleib mit deiner Gnade.

Stechinelli fühlte, daß er zitterte. Warum? Weil eine etwa ſechzigjährige Dame, die denſelben Namen führte, wie das Mädchen, das er einſt geliebt hatte, als Äbtiſſin in Wienhauſen eingeführt wurde?

Nun öffnete ſich die Tür der Sakriſtei, ſeitwärts vom Altar. Ein blaßgoldener Kerzenſchein fiel in den Raum der Kirche und vereinte ſich mit dem Lichte, das von den Silberleuchtern ausging. Die Orgeltöne zogen leiſe und gehalten durch die dämmerige Kirche.

Vier ſchwarzgekleidete Knaben traten aus der Tür. Sie trugen auf ſeidenen Kiſſen die Stiftungsurkunde des adeligen Damenkloſters, das Petſchaft und die Schlüſſel. Vier Kloſterdamen folgten. Sodann erſchien die hohe Geſtalt des Großvogtes Thomas Grote im Türrahmen; er war der Vater des berühmten Otto Grote, dem Ernſt Auguſt von Hannover dereinſt den definitiven Erwerb der Kurwürde verdanken ſollte. Der Großvogt war ein aufrechter, ſchöner Mann, den das ſchwarzſeidene Gewand mit der goldenen Ehrenkette würdig kleidete. Ihm folgte der Doktor beider Rechte, Heinrich Langenbeck, Kanzler von Celle und Geheimer Rat, der den Äbtiſſinnenſtab in der Hand hielt.

Eine kleine Pauſe, während der auch die Orgel ſchwieg, ſchärfte die Aufmerkſamkeit und Erwartung. Dann ſetzte die Orgel wieder ein und ein Raunen ging durch die Kirche, ein Tuſcheln: „Wie ſchön iſt ſie und ſo jung!“ Die neue Äbtiſſin, Benedicte von

Bülow aus dem Hauſe Reddenſen, war eingetreten, und hinter ihr folgten die Stiftsdamen von Wienhauſen.

Benedicte nahm ihren Platz in dem großen Seſſel vor dem Altar. Ihr zur Rechten ſaß Herr Thomas Grote, zur Linken der Kanzler Doktor Langenbeck. Die Kloſterdamen hatten die Plätze rechts und links vom Altar eingenommen.

Doktor Hildebrandt hielt eine kurze Anſprache. Er wies in kurzen, herzlichen Worten hin auf die Jugend der neuen Domina, auf ihre vornehme Herkunft, und er ſprach von der Gnade Gottes, die ſie in dieſe Stellung gebracht habe.

„Und nun frage ich Euch, vieledele Jungfrau Benedicte von Bülow: Wollt Ihr dieſes Kloſter leiten im Sinne ſeiner erlauchten Beſchützer, als ein lutheriſches Jungfrauenkloſter, als ein Hort der reinen Lehre?“

Benedicte war vor den Altar getreten. Sie ſtand da, wie ein Bote aus einer anderen Welt.

„Ich gelobe es“, ſagte ſie. „So wahr mir Gott helfe und ſein heiliges Evangelium.“

Ihre Stimme hatte etwas unſagbar Hohes und Ergreifendes, als ſie das Gelübde ablegte.

Dann trat Herr Thomas Grote an den Altar, begleitet von Doktor Langenbeck.

„Als Bevollmächtigter meines erlauchten Herrn, des Herrn Herzogs von Celle, frage ich Euch, Jungfrau Benedicte von Bülow, ob Ihr bereit ſeid und es immer ſein werdet, die rechtmäßige Herrſchaft der durch Gottes Gnade berufenen Herzöge anzuerkennen,

ob Ihr niemalen Konſpiration oder Felonie treiben wollet und ſtets eine würdige Dienerin Eurer Lehns- und Landesherren zu ſein Euch bemühen werdet?"

„Ich gelobe es."

„So reiche ich Euch, gnädige Frau, im Namen meines Herrn, des durchlauchtigſten Herzogs Chriſtian Ludwig von Celle, dieſen Stab, als Zeichen Eurer Macht, damit Ihr leitet und ſchirmt, führet und wehret — ſei es, daß Eure Herde irret oder daß ſie bedrohet wird."

Der edle Thomas Grote legte den ſchlanken Krummſtab in den Arm Benedictes. Dann ließ er ſich auf das Knie nieder und küßte der neuen Domina mit ritterlicher Ehrfurcht die Hand.

Benedicte ſtand am Altar, als ob ſie all das nichts anginge — als ob ſie träumte. Und doch ſo würdig, ſo fürſtlich. Wie ſie damals auf dem Hügel vor Reddenſen ſtand, dachte Francesco. Sie hat etwas Unberührbares an ſich.

Das edle Antlitz war leicht zur Erde geſenkt, und ſie glich gegen die durchgoldeten Fenſter den Heiligen eines frühen deutſchen Meiſters. Das ſchwere Gewand floß in ſchönen Linien von ihren Schultern herab, und der Rhythmus ihres harmoniſchen Körpers klang noch verhaltener, noch gedämpfter durch das ehrwürdige Gewand.

Francescos Herz klopfte. Wohl wußte er, daß Benedicte das Kloſter jeden Tag verlaſſen und ſich vermählen konnte. Aber er wußte auch, daß das Gelübde, was dort ſoeben geleiſtet war, nie aufgehoben würde. Benedicte hatte abgeſchloſſen. Sie erſehnte nichts als den Frieden.

Der Schlußgesang verhallte. Stechinelli warf noch einen Blick auf die edle Gestalt, die das Haupt geneigt hatte, während die Damen knieend beteten. Er ließ sich von dem Strom der Menge aufnehmen und gelangte so durch einen Seitengang der Kirche in den Klosterhof.

Um die Säulen des Kreuzgangs rankte der wilde Wein. Er schlug hinauf zu den engen Fenstern wie eine Woge von Blut, er hüllte die Mauern in Purpur, er zersprühte in jungen, goldroten Blättern, die scharf umrissen gegen den blauen Himmel standen. Zwischen den Säulen des Kloster ganges blieben die Heidjer und Bauern stehen. Ehe Francesco sich erkundigen konnte, auf wen sie warteten, öffnete sich die Tür der Sakristei.

Benedicte von Bülow, die Äbtissin des adeligen Damenklosters zu Wienhausen, trat in den Klosterhof. Sie sah sehr blaß aus. Ihr goldenes Haar quoll in breiten Strähnen unter der Haube hervor. Diese Haube war erdacht, um das Haupt einer Greisin zu schützen, nicht aber, um die Lockenflut eines Mädchens zu bändigen.

Langsam, nach alter Sitte, schritt die neue Äbtissin durch die Gemeinde. Die seidene Schleppe schleifte ruckweise hinter ihr her, und der Krummstab stieß ganz leise auf den roten Ziegelboden. Die schmale, schöne Rechte hatte den Stab umfaßt; alles an diesem Mädchen war Adel und Würde.

Und nun? Warum zuckt die Abatissa des Zisterzienserklosters zu Wienhausen unmerklich zusammen, als ob ein Lichtstrahl plötzlich ihr Auge geblendet hat? Schießt nicht eine leise Röte durch ihr Gesicht? Nein, das ist der Abglanz des purpurnen

Herbſtweines. Die Abatiſſa des Ziſterzienſerkloſters zu Wienhauſen iſt ebenſo blaß, wie die Domina von Hohnhorſt es war, als ſie vor wenig Wochen im Prunkſarg vor dem Altare lag.

Keiner hat es geſehen, daß das Auge der edlen Benedicte von Bülow abirrte, als ſie zuſammenzuckte. Nur der eine weiß es, der, den dieſer Blick getroffen hat. Das iſt der Direktor der italiſchen Kanzlei Seiner Durchlaucht des Herzogs Georg Wilhelm von Hannover, der Venediger Edelherr Francesco Maria Capellini aus dem Hauſe Stechinelli. Den trifft dieſer Blick wie ein Schmerz, der ihm das Innerſte zerwühlt. „Warum haſt du mir das getan?“ fragt der Blick.

Ja, warum? Gebt Antwort, ihr Himmliſchen, die ihr nicht ſeid. Warum ſchuft ihr den edlen Francesco ſo, daß er Gluten entfacht, wo er hinkommt, daß er Leben auf Leben zerſtört, während er ſelbſt dahingeht, freudlos, mit der Sehnſucht nach den Sternen?

Francesco verneigt ſich tief. Er hört das Rauſchen der Seide. Seine Sporen klirren hell und lachend, wie er die Hacken zuſammenſchlägt.

Als er den Kopf erhebt, iſt Benedicte vorüber. Das Raſcheln des Kleides wird ſchwächer, er ſieht nur noch die feinen Bewegungen des Körpers, er hört noch das Geräuſch des Krummſtabes auf dem Ziegelboden.

Benedicte durchſchreitet den viereckigen Kreuzgang und geht wieder in die Sakriſtei zurück. Die ſchwere Eichentür ſchließt ſich hinter ihr.

Francesco ſchleicht durch die Kirche ins Freie. Er iſt wie gelähmt. Er ſieht nichts. Mechaniſch

reicht er dem Burſchen, der ſein Pferd gehalten hat, das verſprochene Geldſtück, mechaniſch ſteigt er in den Sattel.

Und er galoppiert nach Celle, ſpricht mit den Handelsleuten, während er Qualen erduldet über die ſchauerliche Kälte ſeines Herzens.

Er möchte ſchreien, daß Benedicte ſo edel iſt wie die heilige Eliſabeth, daß er ſchuld ſei an dem tragiſchen Ende dieſes Menſchenkindes. Aber er ſchweigt davon und redet von der Güte des Tridentiner Tuches. Und ſich ſelbſt fragt er wieder und wieder: Was haſt du nun gewonnen mit deiner Reſignation?

Gegen Nachmittag reitet er nach Hannover zurück, und er ſchüttelt den Kopf, als er das Kloſter von Wienhauſen im Dämmern des Herbſtabends ſeitwärts liegen läßt. Dort träumt Benedicte von Bülow . . .

Sein Wille kämpft mit dem Gefühl. Er gibt ſich eiſerne Mühe, ſeine Gedanken abzulenken. Er gibt ſich Mühe, die Erkenntnis zurückzudämmen, daß dieſer Verzicht nichts Großes war. Eine künſtliche Steigerung der Luſt, durch ein Sichverſagen des befreienden Wortes . . . Er will dieſe Gedanken ablenken. Es gelingt ihm. Nun rechnet und berechnet er, er kalkuliert und überlegt. Wenn der Gedanke an Benedicte durch die Berechnung blitzt, ſchiebt er ihn energiſch zurück. Er merkt zu ſeinem Erſtaunen, daß es dem Willen möglich iſt, Geſchäfte und Gefühle ſcharf voneinander zu trennen.

„So lange es dauert", denkt er freilich und lächelt.

Er weiß ſeit einiger Zeit, daß ſeine Seele ein tiefer Brunnen iſt, aus dem ſtets neue und unbekannte Geiſter aufſteigen.

Spät abends langt er wieder in Hannover an.

Am nächsten Morgen reitet der außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Seiner Durchlaucht des Herzogs Georg Wilhelm von Hannover, der edle Herr Francesco Maria Capellini Stechinelli, Kanzleidirektor, auch Privatsekretär und Agent, mit kleinem Gefolge von Hannover nach Venedig ab.

Die Frauen stehen hinter den Gardinen am Fenster und denken, wie schön doch der edle Stechinelli sei.

Als die Reiter das Stadttor passieren, hat der Herr Gesandte seine äußere Haltung wieder gewonnen. Er pfeift eine Arie aus der neuen Oper „Athene."

17545

Digitized by Google

89081025348

B89081025348A

89081025348

b89081025348a